

Abschied: Köbi Kuhn über Ottmar Hitzfeld

Nummer 27 – 03. Juli 2014 – 82. Jahrgang
Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

DIE WELTWOCHEN



Hans Stöckli, SP



Christine Egerszegi-Obrist, FDP



Filippo Lombardi, CVP



Ruth Humbel, CVP



Paul Rechsteiner, SP



Verena Diener, GLP

Sterbehelfer der Demokratie

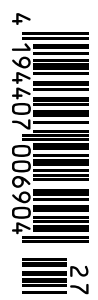
Schweizer Politiker im Kampf gegen die Volksrechte. *Von Markus Schär*

Masseneinwanderung

Neue Schweizer Zahlen: Fünfmal so viele Ausländer wie im EU-Durchschnitt.
Von Peter Keller

Die weisse Revolution

Wie die Milch Europa zum Durchbruch verhalf.
Von Urs Gehriger



Lassen Sie sich
von unserem
Hybridealismus
anstecken.

Besuchen Sie die Umwelt Arena
Spreitenbach und erleben Sie
die spannenden Mobilitätslösungen
von heute und morgen.

www.umweltarena.ch

Patronat: Kanton Aargau. Mit Unterstützung der W. Schmid Projekte AG.

Hauptpartner:



Zürcher
Kantonalbank

coop

energie360°

ABB



Intern

Die Castello Road ist die einzige Strasse, über die man noch in die Rebellenviertel der syrischen Metropole Aleppo gelangt. Alle anderen Verbindungen haben Assads Regierungsarmee und die mit ihr kämpfenden Söldner gekappt. Bald ist Syriens grösste Stadt vollkommen eingekesselt. Reporter Kurt Pelda ist trotzdem nach Aleppo gefahren – und hat eine Art Geisterstadt vorgefunden. Seit über einem halben Jahr fallen Fassbomben auf jene Stadtteile, die sich in der Hand



Neu bei der «Weltwoche»: Wolfgang Koydl.

der Rebellen befinden. Mehr als eine halbe Million Menschen haben das Weite gesucht. Geblieben sind nur jene, die kein Geld für die Flucht haben. Humanitäre Hilfe gibt es kaum, Elektrizität nur stundenweise, die Wasserversorgung ist unterbrochen. Die Welt blickt gebannt auf den Irak – und vergisst, dass der syrische und der irakische Konflikt untrennbar miteinander verbunden sind. Seite 44

Es ist eine beachtenswerte Karriere: Christian Catrina, Primarlehrer und promovierter Soziologe aus Graubünden, steht seit 1987 in Diensten des Verteidigungsdepartements. Während die Chefs kamen und gingen – Koller, Villiger, Ogi, Schmid –, ist Catrina immer noch im Amt. Unter SVP-Bundesrat Ueli Maurer stieg er zum Strategiechef auf, ihm wurde sogar der Botschaftertitel verliehen. Diese Laufbahn überrascht. Denn Catrina ist, wie Inlandchef Philipp Gut zeigt, eine Art Schaf im Wolfspelz. Catrina ist überzeugter Internationalist und Abrüster. Für die Demontage der Armee hat er die intellektuelle Vorarbeit geleistet. Warum, fragt man sich, stoppt ihn Maurer nicht? Seite 28

Die Rolle als First Lady behagte ihr nicht, Pein und Schmach musste sie erdulden, als Bill sein Pläsier mit Gespielinnen suchte. Und noch eine bittere Niederlage musste Hillary Rodham Clinton einstecken: im Duell der Demokraten gegen Barack Obama. Doch dann zeigte sie Grösse, als Aussenministerin erwarb sie sich Meriten weit über die Parteigrenze hinaus. Nun scheint sie reif für den schwersten Job der Welt. Im Gespräch lässt Clinton keinen Zweifel daran, dass sie trotz ihrer 66 Jahre nach der Krone greift: «Es gab so viele Grossväter im Weissen Haus, da ist es fast ein Witz, wenn jemand sagt: <Ich finde, du bist du nicht geeignet, weil du vielleicht Grossmutter sein wirst.> Das ist lächerlich.» Seite 56

In eigener Sache: Mit dieser Ausgabe tritt der renommierte deutsche Journalist Wolfgang Koydl seinen Dienst bei der *Weltwoche* an. Koydl war Redaktor, Vize-Ressortleiter und Korrespondent der *Süddeutschen Zeitung*, unter anderem in Istanbul, Washington, London und Zürich. Daneben gehörte Koydl auch zu jenen «Edelfedern» der *SZ*, welche die Glosse «Streiflicht» auf der Frontseite des Blattes schreiben durften. In der *Weltwoche* wird Koydl als Autor mit breitem Themenhorizont wirken. Wir werden von ihm Reportagen und Porträts aus dem Inland lesen, aber auch Berichte aus dem Ausland. Koydls aktuelles Schweiz-Buch «Die Besserköner» ist nach wie vor auf der Bestsellerliste. Wir begrüessen den neuen Kollegen sehr herzlich.

Pascal Gentinetta, *Weltwoche*-Kolumnist seit Anfang 2014, hat eine neue berufliche Herausforderung angenommen: Er wird Head Public Policy der Bank Julius Bär und kann daher nicht mehr regelmässig für die *Weltwoche* schreiben. Wir danken ihm für die ökonomischen Einsichten und freuen uns auf gelegentliche Beiträge.

Ihre *Weltwoche*



www.stellen-anzeiger.ch

 **STELLEN-ANZEIGER**
Das Schweizer-Jobportal

Impressum

Herausgeberin: Weltwoche Verlags AG, Föhrli-Strasse 70, Postfach, 8021 Zürich

Redaktion: Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69,

E-Mail: redaktion@weltwoche.ch

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch

Verlag: Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07,

E-Mail: verlag@weltwoche.ch

Internet: www.weltwoche.ch

Abo-Service: Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91

E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch

Jahresabonnement Inland Fr. 283,- (inkl. MwSt.)

Probeabonnement Inland Fr. 40,- (inkl. MwSt.)

Weitere Angebote für In- und Ausland unter

www.weltwoche.ch/abo

E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch

Gründer: Karl von Schumacher (1894–1957)

Verleger und Chefredaktor: Roger Köppel

Stv. Chefredaktor: Philipp Gut (Leitung Inland)

Produktionschef: Lukas Egli

Redaktioneller Berater: Urs Paul Engeler

Redaktion:

Rico Bandle (Leitung Kultur),

Alex Baur, Urs Gehrig, Wolfgang Koydl,

Christoph Landolt, Christian Mundt,

Daniela Niederberger, Alex Reichmuth,

Markus Schär, Beatrice Schlag (Los Angeles),

Florian Schwab, Mark van Huissingel

Redaktionelle Mitarbeiter:

Miroslav Barták, Peter Bodenmann,

Silvio Borner, Henryk M. Broder,

Peter Hartmann, Pierre Heumann,

Peter Holenstein, Hansrudolf Kamer,

Peter Keller, Wolfram Knorr,

Tom Kummer, Dirk Maxeiner,

Christoph Mörgeli, Franziska K. Müller,

Daniele Muscionico, Deborah Neufeld,

Kurt Pelda, Peter Rüedi,

Kurt Schiltknecht, David Schnapp,

Hildegard Schwaninger,

Martin Spieler, Sacha Verna (New York),

Sami Yousafzai (Pakistan/Afghanistan),

Kurt W. Zimmermann

Produktion: Benjamin Bögli, Roy Spring

Bildredaktion: Laura Kolodziej (Leitung),

Simon Keller, Maya Wipf (Assistentin)

Layout: Daniel Eggspühler (Leitung), Silvia Ramsay

Korrektorat: Cornelia Bernegger und

Rita Kempfer (Leitung), Viola Antunovits,

Gregor Szyndler, Dieter Zwicky

Sekretariat: Miriam Schoch (Leitung),

Inga-Maj Hojajj-Huber

Marketing: Guido Bertuzzi (Leitung)

Anzeigenverkauf: Stephan Schwab (Leitung),

Fabian Keller, Brita Vassalli

Anzeigeninnendienst: Samuel Hofmann (Leitung)

Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07

E-Mail: anzeigenid@weltwoche.ch

Online-Vermarktung: Adextra

Tarife und Buchungen: info@adextra.ch

Druck: Ziegler Druck- und Verlags-AG,

Rudolf-Diesel-Strasse 22, 8404 Winterthur

Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.

Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

Shortcut: Mit dem iPhone *Weltwoche*-Artikel empfehlen und aufbewahren sowie Zusatzinhalte entdecken. www.weltwoche.ch/shortcut



BMW EfficientDynamics
Weniger Verbrauch. Mehr Fahrfreude.

BMW 4er
Gran Coupé



www.bmw.ch

Freude am Fahren



(UNDER)STATEMENT.

**EIN AUTO, ZWEI SEITEN:
DAS ERSTE BMW 4er GRAN COUPÉ.
JETZT BEI IHREM BMW PARTNER.**

Im neuen BMW 4er Gran Coupé erleben Sie die perfekte Symbiose aus
eindrucksvollem Äusserem und alltagstauglicher Funktionalität. Mehr
Informationen erhalten Sie bei Ihrem BMW Partner und unter www.bmw.ch

Demokratie ohne Volk

Staatsumbau von oben. Warum wir arbeiten. Die Genialität des Tennis. Von Roger Köppel

Es ist schon allerhand, wie derzeit die direkte Demokratie von oben unter Beschuss gerät. Es scheint sich ein unheiliger Konsens zwischen Führungskräften der Wirtschaft, der Politik, der Justiz und der Verwaltung herauszubilden, dass man die Kreise des Souveräns beschneiden soll. Im Bundesrat ist das Aussendepartement von Bundespräsident Burkhalter der Treiber. Der Neuenburger will die Schweiz noch immer institutionell an die EU anbinden. Das ist das Ziel seiner diplomatischen Tätigkeit. Wir sollen alles künftige EU-Recht übernehmen müssen. Bei Widerspruch entscheidet der Europäische Gerichtshof. Setzt sich die Schweiz vor den fremden Richtern ins Unrecht, drohen Sanktionen, neuerdings verharmlosend «Ausgleichsmassnahmen» genannt. In diesem Szenario wird der eigentliche Schweizer Verfassungsgeber – Volk und Stände – ausgehebelt. Über die Gesetze, die in der Schweiz gelten sollen, entscheidet nicht mehr das Schweizervolk, sondern Brüssel. Was uns Burkhalter vernebelnd als «bilateralen Weg» verkauft, ist ein Ausverkauf der Schweiz als Demokratie der Bürger und Kantone. «Bilateral» setzt eine gleichberechtigte Beziehung voraus. Burkhalters Bilateralismus mündet in eine unilaterale Unterwerfung der Schweiz unter die EU.

In dieser Ausgabe berichten wir über weitere Beschneidungen der direkten Demokratie. Vor Wochenfrist hätte sich eine ständerätliche Kommission um ein Haar dazu durchgerungen, die Durchsetzungsinitiative der SVP, die auf eine dem Volkswillen gemässe Umsetzung der Ausschaffungsinitiative dringt, zu verbieten. Die neue Wunderwaffe gegen unliebsame Initiativen ist das Wieselwort «Verhältnismässigkeit», das Schweizer Verfassungsrechtler und Politiker gerne so gummiweich auslegen, dass sie damit jede demokratische Regung von unten nach Belieben stoppen können. Bereits ruchbar geworden sind die skandalösen Planspiele einer Arbeitsgruppe der Bundeskanzlei, die weitere Hürden gegen den Volkswillen errichten will. Das sind keine eingebildeten Klopfschreie, sondern Tatsachen. Die Polit-Elite ist im Begriff, gesetzgeberische Kompetenzen von unten nach oben zu verlagern. Wenn man sie denn lässt. Als einzige Partei arbeitet derzeit die SVP – warum eigentlich nur sie? – an einer Strategie, um diesen Trend abzubremsen. Die Lenker um Vizepräsident



«Der wärmende Rückhalt der Herde.»

Christoph Blocher wollen mit einer Vorlage an die Öffentlichkeit, die in Zukunft den Vorrang von Landesrecht vor Völkerrecht verbürgt. Zu Recht.

Die Entfremdung zwischen Elite und Demokratie beschränkt sich aber eben nicht nur auf die Politik. Täuscht der Eindruck, oder gehen nicht auch namhafte Führungskräfte der Wirtschaft neuerdings fühlbar auf Distanz zum Volk? Erstaunlich viele Topmanager sprechen abfällig über die direkte Demokratie und beklagen sich über die Zahl angeblich und tatsächlich wirtschaftsfeindlicher Initiativen. Die Abneigung ist irrig, aber verstehbar. Grosskonzerne können ihre Interessen auch ohne



«Ihr Fall wird die ärztliche Wissenschaft bereichern!» – «Du meine Güte! Ich dachte, die Untersuchung würde nicht mehr als 50 Franken kosten!»

direkte Demokratie durchsetzen. Konzernchefs bekommen in Bern oder Brüssel immer einen Termin. Politiker wollen ungestört entscheiden. Wirtschaftsführer lieben es nicht, wenn ihnen das Volk in die Parade fährt. Deshalb ergeben sich hier ungute Allianzen gegen die direkte Demokratie. Die neue Schweizer Konfliktlinie ist im Grunde eine alte: Elite gegen Volk, die da oben gegen die da unten. Unser Staat ist so eingerichtet, dass die Interessen einer Mehrheit der gewöhnlichen Bürger und der Kantone den Ausschlag geben. Souveränität von unten, nicht von oben. Dieses Modell soll auf den Kopf gestellt werden.

Ein schleichender Umbau der Schweiz ist längst im Gang. Die Urheber streiten es ab, aber die Bewegungen sind unübersehbar.

Gedanken am Rande eines Symposiums: Warum arbeiten wir? Zur Selbstverwirklichung, besagt ein landläufiges Missverständnis. Die Wahrheit ist: Arbeit ist das Gegenteil von Selbstverwirklichung. Arbeit ist idealerweise die Hingabe des Selbst an eine Aufgabe, in die man sich versenkt. Selbstverwirklichung ist praktizierte Egozentrik. Arbeit hingegen ist Überwindung der Egozentrik, indem man sich an etwas anderes verliert. Das Befreiende der Arbeit besteht darin, dass sich der Mensch nicht mehr mit sich selbst beschäftigt, sondern mit der Sache, die sich ihm entgegenstellt. Was die Marxisten als «Entfremdung» kritisieren, ist das Erlebnis der Freiheit. Philosophisch: Der Mensch wird erst dann mit sich identisch, wenn er sich mit einer Sache identifiziert, die nicht mit ihm identisch ist.

Tennis ist die faszinierendste Sportart der Gegenwart, eine Art Mischung aus Golf und Boxen. An Golf erinnert die Suche nach der perfekten Bewegung im Schlag. Es ist der einsame Kampf des Spielers am Ball, wobei der Spieler immer nur an sich selber scheitern kann. Die Technik ist anspruchsvoll. Allein die Kraftentfesselungskette beim Service gehört zu den schwierigsten Bewegungsabläufen. Anders als im Golf steht dem Tennisspieler erschwerend im Duell ein Gegner gegenüber. Jeder Fehlschlag, jeder nicht gemachte Punkt ist, wie beim Boxen, ein Treffer für den anderen. Golf kennt Ruhepausen der Fokussierung. Tennis ist erbarmungslos. Sieg oder K. o. Dazwischen gibt es nichts. Es fehlt die Möglichkeit, einen Vorsprung über die Zeit zu retten. Selbst kleinste Schwankungen des Selbstvertrauens bilden sich auf dem Spielfeld ab. Die eigenen Abgründe müssen immer wieder neu durchstiegen werden. Es fehlt das rettende Kollektiv der Mannschaft, der wärmende Rückhalt der Herde. Der Tennisspieler bleibt auf sich selbst zurückgeworfen. Nicht jeder Charakter ist stark genug für diese Konfrontation. Grosse Bewunderung für einen Federer, der seit Jahren auf dem höchsten Niveau spielt.



Charme-Reserven: Timberlake. Seite 62



Die vergessene Stadt: Aleppo, Syrien. Seite 44



Der Triumphzug der Milch: Seite 52



Sauberes Image: Rad-Profi Froome: Seite 48

Kommentare & Analysen

5 Editorial

11 Kommentar Trittst ab im Morgenrot

11 Im Auge Desmond Morris, Verhaltensforscher

12 Geschlechter Unerklärbar

12 Technik Daniel Düsentriebs Bahnträume

13 Personenkontrolle Lüscher, Landmesser, Ruschitzka etc.

13 Nachruf Eli Wallach, Schauspieler

14 **«Viel besser kann man es nicht machen»**

Schweiz-Argentinien mit Ex-Nati-Trainer Köbi Kuhn

17 Brief aus Brasilien Warum floppt die Seleção?

18 Die Deutschen Schadenfreude

18 Wirtschaft Denken beim Lenken

19 Ausland Ein deutscher Pyrrhussieg

20 Mörgeli Der darstellende Geometer

20 Bodenmann Mit Lauda gegen Chlor-Hühner

21 Medien Übung abgeschlossen

21 Gesellschaft Schön gesund

22 Leserbriefe/Darf man das?

Hintergrund

24 **Sterbehelfer der Demokratie**

Richter, Professoren und Politiker schämen sich für ihr Volk

28 **Schaf im Wolfspelz**

Christian Catrina schwächt die Schweizer Armee

30 **Asketin der Macht**

Die geschickte Strategie von Eveline Widmer-Schlumpf

32 **Die grosse Wanderung**

Die Nettozuwanderung der Schweiz erreicht Rekordwerte

34 Sport Filz im Schweizer Schwimmverband

35 Bern Die gravierende Thorberg-Affäre

36 **Die Magie des Berndeutsch**

Der Berner Dialekt breitet sich in der Deutschschweiz aus

38 **Krokodil aus dem Jangtse**

Die chinesische Online-Plattform Alibaba erobert den Westen

41 EU Jean-Claude Juncker verkörpert das elitäre Europa

42 **Die Fett-Polizei**

Der Sommer ist die Leidenszeit für Dicke

44 **Im Fadenkreuz**

Das ausgebombte Aleppo wird von Scharfschützen belagert

47 Greenpeace Öko-Krieger unter Beschuss

48 **Der Anti-Armstrong**

Chris Froome überzeugt die härtesten Doping-Rechercheure

50 **Koscherer Sex**

Begegnung mit Shmuley Boteach, dem «Rabbiner der Welt»

52 **Die weisse Revolution**

Milch verhalf den Europäern zum kulturellen Durchbruch

WIR VERSTEHEN MENSCH, WASSER UND WÄRME.



Fussbodenheizungen sanieren statt ersetzen.

Nach einer Betriebszeit von 25 Jahren empfiehlt sich eine Zustandsanalyse Ihrer Fussbodenheizung. Aus folgendem Grund: Zwischen 1970 und Anfang der 1990-er Jahre wurden einfache Kunststoffrohre verbaut. Diese werden mit der Zeit spröde, es bilden sich Risse und sie werden sauerstoffdurchlässig. Durch die daraus entstehende Korrosion bilden sich Ablagerungen, welche die Heizleistung senken. Eine rechtzeitige Sanierung mit dem HAT-System verhindert eine teure und langwierige Totalsanierung und steigert zudem wieder die Effizienz Ihrer Fussbodenheizung. Mittels Sandstrahlverfahren werden dabei die Rohrrinnenwände zuerst gereinigt. Anschliessend wird das Beschichtungsmaterial durch das Rohrsystem geblasen und bildet so nach der Austrocknungszeit ein neues Rohr im Rohr.

Bitte nicht spülen

Im Gegensatz zu Spülungen, die lediglich einen Teil der Verschmutzung beseitigen, nicht aber die Versprödung, macht das HAT-System Leitungen wieder fit für weitere Jahrzehnte im Einsatz. Mit dem HAT-System beschichtete Rohre sind sauerstoffdicht nach DIN 4726 und somit wieder neuwertig. Und: Die Baustelle im Schlafzimmer wird verhindert.



Trinkwasserleitungen ohne Epoxidharz sanieren.

Auch an Trinkwasserleitungen nagt der Zahn der Zeit. Stahlrohre leiden unter Rost, in Kupferleitungen kann sich Lochfrass bilden, Kunststoffrohre werden spröde. Dies führt jährlich zu zahlreichen Leitungsbrüchen. Solche Ereignisse sind für Hausbesitzer und Mieter ärgerlich und mit viel Aufwand und Kosten verbunden. Auch ANROSAN arbeitet nach dem bewährten Prinzip der Rohrensanierung. Die Naef GROUP setzt dabei auf ein rein natürliches Gemisch aus Zement, Quarzsand und Wasser und kommt gänzlich ohne den Einsatz von Epoxidharz aus.

Erstes zertifiziertes Verfahren

ANROSAN ist das erste System der Schweiz, welches nachweislich alle vom Bundesamt für Gesundheit (BAG) und den kantonalen Laboratorien auferlegten Prüfrichtlinien einhält und zusätzlich nach DIN-Certco zertifiziert ist. Die Zementmischung bietet, im Gegensatz zu anderen Beschichtungsmaterialien wie etwa Epoxidharz, Keimen keinen Nährboden. Die Zementbeschichtung von Rohrleitungen ist seit mehr als 70 Jahren in den Leitungen öffentlicher Trinkwasserversorgungen bekannt und bewährt. ANROSAN ist das erste Verfahren weltweit, welches sich nahtlos auf wechselnde Rohrmaterialien anwenden lässt.



Macht jeden Boden zur Heizung.

Alte Radiatorsysteme weisen Defizite bei der Wärmeverteilung im Raum auf. Sie fressen eine grosse Menge an Energie und sind kosteneffizient. Die Fussbodenheizung ist eine angenehme und energetisch effiziente Alternative. Die Naef GROUP bietet mit dem JK-System eine revolutionäre Methode zur nachträglichen Installation von Fussbodenheizungen. In den rohen Unterlagsboden wird mit einer patentierten Fräsmaschine völlig staubfrei ein Rillenmuster eingefräst. In diese Vertiefungen passen die Spezialisten der Naef GROUP die Heizungsrohre ein.

Anwendbar auf alle Unterlagsböden

Die Methode lässt sich bei 99% aller Unterlagsböden anwenden. Dank der innovativen Frästechnik ist eine zusätzliche Aufbauschicht oder das Entfernen des Unterlagsbodens nicht notwendig und die Raumhöhe bleibt unverändert. Mit dem JK-System installierte Fussbodenheizungen bringen weitere Vorteile: Die Heizungsrohre liegen direkt unter dem Bodenbelag, wodurch sich die Temperatur schneller und genauer regulieren lässt als bei herkömmlichen Heizungen. Die im Vergleich zu anderen Heizsystemen geringere Vorlauftemperatur von lediglich 30° bis 40° Grad senkt zudem den Energieverbrauch.

KONTAKTIEREN SIE UNS JETZT FÜR EIN
UNVERBINDLICHES BERATUNGSGESPRÄCH.
GRATIS-HOTLINE: 0800 48 00 48
www.naef-group.com

 Naef
GROUP



«Man muss flache Schuhe tragen»: Hillary Clinton. Seite 56

Interview

56 «Brutale, gnadenlose Umgebung»

Mit einer neuen Biografie bringt sich Hillary Clinton in Stellung für den schwersten Job der Welt. Ein Gespräch über Macht, Bill, Frauen und TV-Serien

Stil & Kultur

60 Stil & Kultur David Beckham bei Madame Tussauds

62 Bestseller

62 Wohlerzogenes Pokerface

Die erstaunliche Karriere von Justin Timberlake

63 Jazz Depart

64 Top 10

64 Kino «Out of the Furnace»

65 Fernseh-Kritik «Die Insel – Das Romahaus in Duisburg»

66 Verliebte Lügner

Richard Yates' Bilder der Zerstörung hinter intakten Fassaden

70 Namen Leidenschaft fürs Essen

71 Hochzeit Treffpunkt Altar

71 Thiel Der Steuervogt

72 Wein Niepoort: Vertente Douro 2011

72 Zu Tisch Restaurant «Le Pont de Brent», Brent

73 Auto Seat Leon ST FR

74 MvH trifft Sami Bollag, Modeunternehmer

Autoren in dieser Ausgabe

Adrian Leemann



Der Sprachwissenschaftler am Phonetischen Laboratorium der Universität Zürich doktorte 2009 zum Thema «Swiss German Intonation Patterns». In seinem Beitrag untersucht Leemann die bemerkenswerte Popularität des berndeutschen Dialekts. Seite 36

Peter Bollag



Peter Bollag, 1954 in Basel geboren, war Chefredaktor des *Israelitischen Wochenblatts* in Zürich und ist seit 2001 Redaktor beim Schweizer Radio SRF (Regionalredaktion Basel). Für die *Weltwoche* hat er den Rabbiner Shmuley Boteach getroffen, der sich vor allem mit der Thema Sex beschäftigt. Seite 50

Abonnenten profitieren.



Wöchentlich ausgewählte Angebote aus den Bereichen Unterhaltung, Kultur und Reisen.
www.weltwoche.ch/platinclub

DIE WELTWOCH



«Ich weiss, was es bedeutet, wenn sich ein
ganzes Land auf Dich verlässt.»

Diego Benaglio

Seit 100 Jahren verlässt sich die Nordostschweizer Bevölkerung auf Axpö. Die Stromversorgung für unsere Kunden zuverlässig und nachhaltig sicherzustellen, ist uns Aufgabe und Verpflichtung. Wir danken den Kantonen Aargau, beiden Appenzell, Glarus, St. Gallen, Schaffhausen, Thurgau, Zug, Zürich und ihrer Bevölkerung für ihr Vertrauen.

Damals, heute, morgen: www.axpo.com



Für den Geschmack meiner Heimat.

In der frischen Luft des Appenzellerlandes reifen auf 900 Metern Höhe die Mostbröckli von Markus Wetter. Durch stolze Metzgerkunst entsteht hier aus feinstem Fleisch ein unverwechselbares Pro Montagna Produkt. Auch in Zukunft: Denn bei jedem Kauf fließt ein Solidaritätsbeitrag an die Coop Patenschaft für Berggebiete. Damit unsere Berge weiter bewirtschaftet werden. Und wir Unterländer auch morgen noch echte Bergprodukte genießen dürfen. www.coop.ch/promontagna



Für unsere Berge.
Für unsere Bauern.

coop

Für mich und dich.

Trittst ab im Morgenrot

Von Peter Keller — Die Rütli-Gesellschaft will eine neue Hymne. Was ihr vorschwebt, ist ein politisch korrektes Lied. Austauschbar wie ein Tempo-Nastüchlein.



«Mehr Freude»: Schweizerpsalm.

Die Frist ist abgelaufen. Über hundert Vorschläge für eine neue Hymne seien eingegangen, vermeldete die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft (SGG) stolz. Nun geht der Wettbewerb in die Endrunde: Bis im Herbst will die selbsternannte Jury eine Auswahl von maximal zehn Titeln präsentieren. Der Sieger wird schliesslich dem Bundesrat unterbreitet – und schon bald soll eine neue Hymne in den Tälern erklingen.

Trittst ab im Morgenrot. Nach Meinung der SGG, Hüterin des Rütli und millionenschwerer Verein, hat der Schweizerpsalm ausgedient. SGG-Präsident Jean-Daniel Gerber, ein ehemaliger Bundesbeamter, und SGG-Geschäftsleiter Lukas Niederberger, ein ehemaliger Jesuitenpater, finden, der jetzige Text sei veraltet und bilde das Land in seiner «politischen und kulturellen Vielfalt» nicht mehr ab.

«Stärkung der Solidarität»

Nun soll eine «zeitgemässe» Variante her – und damit es zu keiner unerwünschten patriotischen Fehlzündung kommt, gibt das SGG-Zentralkomitee lieber gleich die ideologischen Leitplanken vor: «Als textliche Grundlage für die neue Hymne gelten Inhalt, Sinn und Geist der seit 1999 in Kraft getretenen Präambel der schweizerischen Bundesverfassung.» Die SGG bemühe sich um die «Stärkung der Soli-

darität», heisst es im Projektbeschrieb weiter, und «um die Integration verschiedener Bevölkerungsgruppen». Die «moderne Hymne» habe ebenfalls «den Zielen der Integration und der Solidarität» zu dienen. Interessant: Die Schweizer Nationalhymne hat also den Vorstellungen der SGG-Spitze zu folgen. Eine ziemlich bizarre Selbsteinschätzung einiger gutbezahlter Vereinsfunktionäre. Nach deren Willen soll nicht mehr die Schweiz besungen werden, sondern der von der SGG definierte internationalistische Zeitgeist.

Tofu in Buchstaben

Was bei solchen Vorgaben heraus schauen wird, ist absehbar wie das Wort zum Sonntag: ein politisch korrekt geföhntes Liedchen. Tofu in Buchstaben. Die Einleitung zur Bundesverfassung liest sich wie ein Bewerbungsschreiben für eine Sozialarbeiterstelle und ist so austauschbar wie ein Tempo-Nastüchlein. Da ist von Frieden und Freiheit die Rede, von «Einheit in der Vielfalt», und pädagogisch leicht angesäuert mahnt der Text das störrische Schweizervolk zu mehr «Offenheit gegenüber der Welt». Das ist alles schön und nett und furchtbar langweilig.

«Eine zeitgemässe Hymne soll mit mehr Freude und Begeisterung gesungen werden», schreibt die SGG. Die Sprache verrät den Geist. Man tut nur tolerant. Letztlich haben wir es mit einer Befehlsausgabe zu tun: Die Schweizer «sollen» begeistert von Solidarität und Integration flöten. Und sind sie nicht willig, droht der Anti-Rassismus-Artikel. Mag sein, dass die bisherige Hymne etwas gar fromm daher kommt, aber lieber ein Psalm, der die Herrlichkeit der Schweizer Alpen in Dankbarkeit würdigt, als ein von links oben verordnetes Gesinnungsbekanntnis, wie es die SGG in einem als Wettbewerb getarnten Hymnenputsch zu installieren versucht.

Und wer hat das letzte Wort? Auf einen entsprechenden parlamentarischen Vorstoss antwortete der Bundesrat in seiner unnachahmlich verklemmten Art. Er werde eine neue Landeshymne nicht in eigener Kompetenz beschliessen und die Räte «konsultieren». Das heisst gar nichts. Man kann auch den Schneemann «konsultieren», spricht: um seine Meinung fragen. Entscheidend ist, wer entscheiden darf. Eine neue Hymne müsste zwingend jenen vorgelegt werden, die sie am Ende zu singen haben: den Schweizer Bürgerinnen und Bürgern.

Wir Torefresser



Desmond Morris, Verhaltensforscher.

Plötzlich besingen alle das Aufwühlende und Aus-den-Schuhen-Reissende des 90-Minuten-und-manchmal-länger-Rituals drüben in Brasilien, das uns in hemmungslose Partisanen verwandelt, und dann wundern wir uns über uns selber. Er nicht. Alle vier Jahre behält Desmond Morris wieder recht gegenüber den Kasandren und Totengräbern, die im Fussball nur noch ein degeneriertes Milliarden-Monopoly sehen. Der Zoologe und Verhaltensforscher Morris, Jahrgang 1928, schrieb mit «Der nackte Affe» einen Weltbestseller und seither fünfzig weitere Bücher. Zuletzt wies er nach, dass Schimpansen künstlerische Fähigkeiten haben wie der Mensch und auch er selber. Er malt surrealistische Bilder und stellt in renommierten Galerien aus. Schon damals in Oxford begnügte er sich nicht nur mit der Professorentätigkeit, sondern amtierte beim Dritt-Divisions-Klub Oxford United als nebenamtlicher Manager und Vizepräsident, um der menschlichen Fussballabhängigkeit auf die Schliche zu kommen.

Das Resultat von zehn Jahren Feldforschung war das bislang überzeugendste Buch zum Spiel («The Soccer Tribe», der Stamm der Fussballer). Für Morris ist Fussball eine tradierte Form der Jagd, überliefert aus der Zeit, als der Mensch sich in der Gruppe (Mannschaft) schlaue Taktiken ausdachte und gegen rivalisierende Raubtiere die Beute erjagte. Die ganze Sippe mit Frauen und Kindern (das Publikum) fiebert und feiert mit den Helden, die das Fleisch nach Hause bringen. Die stilisierte Jagd der modernen Gladiatoren auf unseren Bildschirmen ist auch längst nicht mehr so bestialisch wie in der Antike, als am Eröffnungstag des Kolosseums vor 50 000 blutgeilen Besuchern 5000 Tiere hingeschlachtet wurden, auch wenn aus Suárez noch der uralte Beissinstinkt hervorbricht.

Morris, der zuvor nichts über Fussball gewusst hatte, zeichnete sogar das Klubabzeichen auf den Spielertrikots. Aber wie verhält es sich heute mit der morrisschen Balltheorie? «Die Nahrung holen wir uns bequem im Supermarkt», sagt er, «die Beute ist jetzt das Goal, das Tornetz ein existenzielles Lebensziel.» Wir sind Torefresser. Es muss in unseren Genen stecken. Peter Hartmann

Unerklärbar

Von Christian Mundt —
Das Märchen von der
Lohndiskriminierung.

Der Lohnleichheits-Dialog ist gescheitert: «Das gesetzte Ziel, die Lohndiskriminierung möglichst rasch zu eliminieren, konnte nicht erreicht werden», heisst es in der Medienmitteilung, die am Montag versandt wurde. Diese Erkenntnis kann nicht überraschen: Was nicht ist, kann auch nicht eliminiert werden.

Die von linken Parteien und Gewerkschaften mantragleich propagierte Lohndiskriminierung ist nichts anderes als ein statistisches Phänomen. Die dazugehörige Statistik heisst Lohnstrukturerhebung. Das Bundesamt für Statistik erhebt von Firmen exakte Daten über Lohn, Qualifikation und Tätigkeit der Mitarbeiter. Die Ergebnisse zeigen jeweils, dass Männer mehr verdienen als Frauen (2012: 18,9 Prozent). Ein Teil dieses Lohnunterschieds ist erklärbar – beispielsweise mit besserer Ausbildung oder grösserer Verantwortung. Der andere Teil ist mit der Statistik nicht erklärbar. Dies, weil das Bundesamt nicht jeden lohnrelevanten Faktor erhebt und so beispielsweise Weiterbildungen oder Fremdsprachenkenntnisse gar nicht in die Statistik einfließen.

Lohnpolizei gefordert

Von diesen Fakten lassen sich die Vorkämpfer(innen) für gleiche Löhne für Frauen aber nicht beirren: Was nicht erklärt werden kann (weil es nicht erhoben wird), ist Diskriminierung. Dass anstatt der 200 angepeilten Unternehmen nur 51 am Lohnleichheitsdialog teilgenommen haben, zeige, dass in der männerdominierten Wirtschaft mit freiwilligen Massnahmen nichts erreicht werden kann. «Unbestritten» sei der Handlungsbedarf, um die Lohnleichheit zu realisieren.

Was Lohnleichheit heisst, definiert die Frauensektion des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes: «Gleicher Lohn für gleiche Arbeit» ist nicht einfach, wenn Mann und Frau im gleichen Job im gleichen Unternehmen und mit gleicher Arbeitszeit (und gleichen Arbeitsbedingungen) gleich viel verdienen. Nein, gewerkschaftliche Lohnleichheit heisst, dass für gleichwertige Arbeit – also für gleichwertige physische und psychische Belastung, vergleichbare Arbeitszeiten und so weiter – gleich viel bezahlt wird.

Um ihren sozialistischen Traum durchzusetzen, fordern die Gewerkschafterinnen eine staatliche Lohnpolizei, welche die freiwillige und marktwirtschaftliche Lohnverhandlung ersetzt. Es ist höchste Zeit, erwachsen zu werden und sich vom Märchen der Lohndiskriminierung zu verabschieden.

Daniel Düsentriebs Bahnträume

Von Benedikt Weibel — Peter Bodenmann forderte in der *Weltwoche* einen Hochgeschwindigkeitszug, der die Reisezeit von Bern nach Zürich auf 28 Minuten drücken soll. Das wäre pure Geldverschwendung.



Viele Ideen: Kolumnist Bodenmann.

Für den Ingenieur im Micky Maus-Universum gibt es für jedes Problem eine technische Lösung. In meiner Jugend habe ich ihn geliebt – wie auch die Zeitschrift *Hobby*, die enthusiastisch über technische Wunder berichtete. Ich erinnere mich an ein Titelbild mit einem Luftkissenfahrzeug. Es würde dereinst Strassen überflüssig machen.

Wie man sieht, hat sich die Wirklichkeit anders entschieden. 1914 wurde die Magnetschwebbahn erfunden. Leise und erschütterungsfrei würde sie wie ein Flugzeug auf Erden mit einer Geschwindigkeit von 500

Lektion eins: Höhere Geschwindigkeit setzt sich nicht zwingend durch.

km/h die Transportsysteme revolutionieren. In Deutschland haben Staat und Industrie Milliarden in den Transrapid investiert. Immerhin existiert heute eine von Deutschland mitsubventionierte Magnetschwebbahn, welche den Flughafen Schanghai mit der Stadt verbindet.

Nach den hier gemachten Erfahrungen ist klar: Diese Technologie setzt sich nicht durch. Die Concorde war ein Wunderwerk der Technik und das schönste aller Flugzeuge. Der Flug

Paris–New York dauerte im Superflieger gerade noch drei Stunden. Heute ist die Concorde ein Museumsstück. Überschall im kommerziellen Flugverkehr ist ad acta gelegt.

Lektion eins: Höhere Geschwindigkeit setzt sich nicht zwingend durch. Lektion zwei: Wirtschaftlichkeit schlägt die Faszination der Technik. Immer. Bill Clinton hat es auf den Punkt gebracht: «It's the economy, stupid.»

Reisezeit mit E-Bike reduziert

Nun betätigt sich Peter Bodenmann als Daniel Düsentrieb. Eine Hochgeschwindigkeitsbahn soll die Reisezeit von Bern nach Zürich auf 28 Minuten drücken. Das ist technisch machbar. Aber warum soll man eigentlich so schnell fahren? Der Marktanteil der Bahn beträgt im Verkehr vom Zentrum Bern ins Zentrum Zürich heute schon nahezu hundert Prozent. Die absolute Reisezeit ist, ökonomisch gesehen, irrelevant. Entscheidend ist die relative Reisezeit – Bern–Zürich mit der Bahn: 56 Minuten, gemäss Routenplaner mit dem Auto: 90 Minuten. Weshalb soll hier jemand (Pardon, der Staat) Milliarden investieren? Und damit horrenden Folgekosten für das heute schon teuerste öffentliche Verkehrssystem der Welt produzieren? Jede Investition in die Bahninfrastruktur, die ausschliesslich der Verkürzung der Reisezeit zwischen Bern und Zürich dient, ist pure Geldverschwendung.

Es ist erstaunlich, wie viele Ideen zum Ausbau der Bahn immer wieder produziert werden. Nur erschöpft sich diese Kreativität im Erfinden von immer neuen Varianten milliardenschwerer Neubaustrecken. Echte Kreativität brauchte es für die Beantwortung der Schlüsselfrage: Wie kann ein System, das im Schnitt nur zu gut dreissig Prozent ausgelastet ist, besser genutzt werden?

Ich bin übrigens nicht der Meinung, dass die Reisezeit irrelevant ist. Ich habe selber investiert. In ein schönes E-Bike. Damit habe ich meine Reisezeit vom Vorort bei Bern bis nach Zürich um zwanzig Minuten reduziert.



Benedikt Weibel war SBB-Chef von 1993 bis 2006. 2013 wurde er mit dem European Railway Award ausgezeichnet.

Personenkontrolle

Lüscher, Landmesser, Ruschitzka, Engel, Eggly, Lombardi, Leutenegger, Rickli

Die Autoren hätten von keiner Firma, die Beta-blocker herstellt, Honorare oder Forschungszuschüsse bekommen. Das deklarierten der Chefkardiologe **Thomas Lüscher** und seine beiden Stellvertreter **Ulf Landmesser** und **Frank Ruschitzka** von der Klinik für Kardiologie am Uni-Spital Zürich in einem Fachartikel, in dem es um den Einsatz von Betablocker-Medikamenten ging. Doch diese Deklaration in der Schweizer Kardiologenzeitschrift *Cardiovascular Medicine* war falsch. Mit den Belegen der *Weltwoche* konfrontiert, korrigierten Lüscher und seine Kollegen daraufhin den Satz



Starke Gründe: Chefkardiologe Lüscher.

und machten unter «Korrigenda» in der Zeitschrift auf die Änderung aufmerksam (*Weltwoche* Nr. 23/14). Wie erst jetzt bekannt wird, haben Lüscher, Landmesser und Ruschitzka aber auch im viel bedeutenderen *European Heart Journal* eine Interessendeklaration bezüglich Betablocker nachträglich geändert – in einem Fachartikel zum gleichen Thema. Von Korrigenda ist hier aber nichts bekannt. Im Gegenteil: Die Ärzte haben einfach eine zweite Version des Artikels ins Netz gestellt, mit neuem Datum. Dieses Vorgehen entspricht nicht dem, was bei wissenschaftlichen Publikationen üblich ist. Lüscher ist Chefredaktor sowohl von *Cardiovascular Medicine* als auch von *European Heart Journal*. Offenbar muss es starke Gründe geben, dass er und seine Mitarbeiter zu solchen Versteckspielen greifen. (are)

Eigentlich soll die *Schweizer Revue*, vom Aussendepartement bezahlt und im Online-Zeitalter immer noch fünfsprachig in einer Auflage von 400 000 Exemplaren in aller Welt verteilt, einfach den Auslandschweizern Wissenswertes aus der Heimat vermitteln. Chefredaktorin **Barbara Engel** aber gefällt sich darin, ihre Landsleute zu belehren. Sie verurteilte nach dem Volks-Ja zur Masseneinwande-



Schweigen: Chefredaktorin Engel.

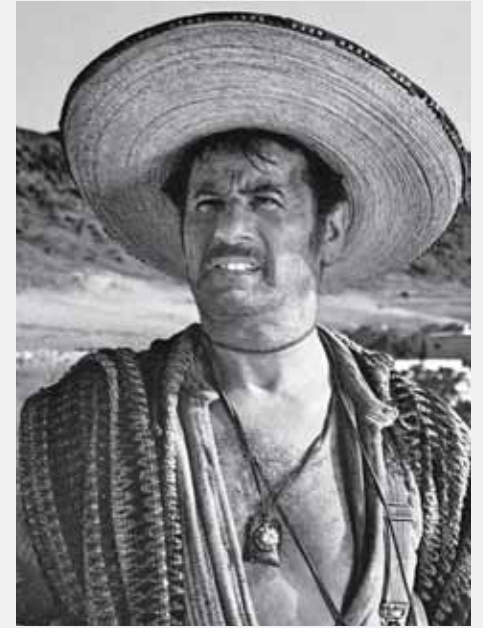
rungsinitiative die «Abschottungspolitik», die unser Land in die «Isolation» führe: «Diese Konsequenz wurde von den Befürwortern im Abstimmungskampf immer wieder heruntergespielt, jetzt ist sie Realität.» Und sie behauptet in der aktuellen Ausgabe, die Forderung der Epopop-Initiative, die Zuwanderung auf 0,2 Prozent der Wohnbevölkerung zu beschränken, würde in der Praxis bedeuten: «Auch Auslandschweizerinnen und Auslandschweizer können, ist dieses Kontingent erreicht, nicht mehr in ihre Heimat zurückkehren.» Das ist natürlich Unsinn – wer einen Schweizer Pass hat, kann jederzeit in die Schweiz kommen. Was sagt die Auslandschweizerorganisation als Herausgeberin dazu? Präsident **Jacques-Simon Eggly**, Ex-LPS-Nationalrat, und Vorstandsmitglied **Filippo Lombardi**, CVP-Ständerat und selbsternanntes Sprachrohr der Auslandschweizer im Parlament, übten sich auf Anfrage der *Weltwoche* für einmal in diskretem Schweigen. (sär)

Eine Volksinitiative möchte die Billag-Gebühren abschaffen und damit die wichtigste Finanzquelle des staatlichen Milliardenkonzerns SRG trockenlegen. Die Idee liegt eigentlich ganz auf der Linie der Vertreter eines marktwirtschaftlichen Mediensektors, für den beispielsweise die «Aktion Medienfreiheit» eintritt, ein Interessenverband, der lange von **Filippo Leutenegger** (FDP) präsiert wurde. Die «Aktion Medienfreiheit» zielt sich allerdings, mit in den Ring zu steigen. Leuteneggers Nachfolgerin an der Spitze, SVP-Nationalrätin **Natalie Rickli**, erklärt auf Anfrage, ein Volksbegehren zur Halbierung der Fernsehgebühren wäre der bessere Weg. (fsc)



Der bessere Weg: Nationalrätin Rickli.

Nachruf



Ambivalente Darstellung des Bösen: Wallach.

Eli Wallach (1915–2014) — In Hollywood gibt es keine Wahrheit, sondern Effekte. Je brillanter die Show ist, umso überzeugender ist sie gelungen. Diese Gesetze galten in den fünfziger Jahren nicht bloss für Marilyn Monroe, sondern auch für ihre Kollegen Brando, Dean, Montgomery Clift – oder Eli Wallach. Die ersten Erfolge feierte der polnische Jude und Method-Actor ausgerechnet mit der Rolle als Adolf Hitler. 1956 verkörperte er einen sizilianischen Verführer in Elia Kazans «Baby Doll», in John Hustons «The Misfits» bestätigte er seinen Ruf als Fachmann für zwielichtige Figuren. Doch seine Karriere hebt erst richtig ab, als er eine Serie von Rollen als mexikanischer Bandit annimmt, obwohl er keine lateinamerikanischen Wurzeln hat: böse Gestalten, die den Revolver schon beim Anblick einer Flasche Whiskey ziehen. Wallach spielt den Fiesling in «Die glorreichen Sieben» mit Yul Brynner, in «Vier für ein Ave Maria» mit Bud Spencer und Terence Hill. Aber erst die Rolle des rachsüchtigen Tuco im Spaghetti-Western «The Good, the Bad and the Ugly» (mit Clint Eastwood) macht ihn später zur Kultfigur der Quentin-Tarantino-Generation. Eli Wallach steht für die ambivalente Darstellung des Bösen. Eine Gewalt, die man als abstossend oder cool verstehen kann – die aber immer an einen komischen Kontext gekoppelt ist. Wallach machte aber auch deutlich, dass seine Könnerschaft unter den derbsten Showeffekten bestehen kann. Das Kunstblut leuchtete damals noch heller, es glich eher Tomatensugo als echtem Blut. Wallach starb mit 98 Jahren in New York – an einer natürlichen Ursache. *Tom Kummer*



Der Sieg schien in Griffweite: Ex-Nati-Trainer Kuhn fiebert im «Rosengarten» Holzhäusern mit Nachfolger Hitzfeld.

Nationalmannschaft

Köbi Kuhn: «Viel besser kann man es nicht machen»

Von Rico Bandle, Alex Baur und Claude Gasser (Bilder) — Das Spiel gegen Argentinien war trotz der Niederlage in letzter Minute ein würdiger Abschluss der Trainerkarriere von Ottmar Hitzfeld. Die *Weltwoche* verfolgte den Match mit dem ehemaligen Schweizer Nationaltrainer Köbi Kuhn in einer Landbeiz.

Gegen 17 Uhr trifft Köbi Kuhn im «Rosengarten» ein, einem Restaurant in Holzhäusern ZG. Man kennt sich hier, ist per du, auch mit Köbi. Der legendäre Fussballspieler aus den sechziger und siebziger Jahren und frühere Trainer der Schweizer Nationalmannschaft (2001–2008) ist hier gelegentlich auch beim Jassen anzutreffen. Die Gäste in der herausgeputzten Gartenbeiz scharen sich um Köbis Tisch. Alle warten auf die Prognose des Profis. Kuhn gibt sich wortkarg: «Wenn's normal läuft, ist klar, dann gewinnt Argentinien», sagt er, «aber im Fussball läuft nicht immer alles normal.» Er bestellt einen Café crème, später noch ein Mineralwasser.

Drei Spiele dieser WM hat Kuhn in Brasilien vor Ort gesehen, darunter das erste der Schweiz gegen Ecuador. Wie viele Beobachter zollt er der bisherigen Leistung der Schweizer Nati Respekt. Es war eine Weltmeisterschaft der Überraschungen. Giganten wie Spanien, Italien und England schieden bereits in der Vorrunde aus, Zwerge wie Costa Rica schlugen sich mit Bravour. «Ein kleines Land mit wenigen Einwoh-

nern kann durchmarschieren», so Kuhns Zwischenbilanz, «es wird Tempo gemacht, Power von der ersten bis zur letzten Minute. Bälle herumschieben geht nicht mehr. Davon sind Spanien oder Italien völlig überrascht worden.»

Und die Schweiz? Er zögert. Geht es um das eigene Team, ist ihm wenig zu entlocken. Immerhin, Kuhn sieht klare Fortschritte bei der Mannschaft. Man habe aus dem glücklichen Sieg gegen Ecuador und der dröhnenden Niederlage gegen Frankreich gelernt, das sei im letzten Spiel gegen Honduras klargeworden. Aber Honduras ist nicht Argentinien.

Drmic und Mehmedi gehören zu den Spielern, die Kuhn bisher am meisten aufgefallen sind. Dass Hitzfeld Drmic in der zweiten Partie nicht von Anfang an spielen liess, überraschte ihn. Aber er würde sich davor hüten, seinem Nachfolger Ratschläge zu erteilen. Der Tisch ist inzwischen auf den letzten Platz besetzt. Und alle fragen Kuhn dasselbe: «Köbi, was gibt's heute?» – «Hoffentlich keinen Regen», witzelt er. «Was meinst du, können die Schweizer ge-

winnen?» – «Ja, sicher, an Erfahrung.» Köbi war nie ein Mann grossen Worte. Und auf dem Feld auch ein Schlitzohr, das man oft unterschätzte.

Aus dem Fernseher ertönt die Nationalhymne, die Gäste im «Rosengarten» schwingen Schweizer Fähnchen. Ein Reporter von SRF, der mit einem Kamerteam angereist ist, setzt sich an den Tisch. Er wolle während des Spiels Emotionen einfangen, erklärt er Kuhn, «schliesslich

«Köbi, was gibt's heute?» – «Hoffentlich keinen Regen.»

könnte heute ein historisches Ereignis stattfinden». Die Kamera bleibt in den folgenden 120 Minuten auf Köbi Kuhn fokussiert. Und der macht das, was er früher am Platzrand schon getan hat: nichts. Nur selten blitzt ein Lächeln oder ein Zeichen der Überraschung oder von Missmut über sein Gesicht, kleine Gesten, die



von jener innerlichen Spannung und Konzentration zeugen, mit der Köbi Kuhn auch heute noch jedes Spiel der Nati verfolgt.

Für Hitzfeld ist es auf jeden Fall eine historische Partie – entweder die letzte seiner Trainerkarriere oder aber, wenn die Schweiz gegen das übermächtige Argentinien gewinnt, eine Sensation. Köbi Kuhn schüttelt nur den Kopf. Ein Trainer denke nicht so, meint er – «jedes Spiel könnte das letzte sein, doch daran denkt man während des Matches nicht». Während die Spieler in Brasilien bereits aufs Feld stürmen, gibt Kuhn dem Fernsehen noch ein Interview. Er ist die Ruhe selbst, von Nervosität keine Spur – allerdings ist auch sein Schalk verschwunden, sobald die Kamera läuft.

In den folgenden Dreiviertelstunden verzieht Kuhn kaum noch eine Miene. Nur hie und da murmelt er eine kurze, aber präzise Analyse, so als stünde er wieder am Platzrand, manchmal bloss ein Wort. «Attackieren!», sagt er leise beim ersten Angriff der Argentinier.

8. Minute — Erste Chance der Schweiz. «Sie machen es gut, den Gegner unter Druck zu halten», sagt Kuhn anerkennend. Dann starrt er stoisch auf den Bildschirm, die Arme bleiben zusammengefaltet.

13. Minute — Das Spiel dümpelt vor sich hin, weder die eine noch die andere Mannschaft kommt in die Nähe des gegnerischen Tors. Bislang eine eher unattraktive Partie, doch das Einzige, was am Schluss zählt, ist das Resultat.

Kuhn lobt die Schweiz. Die Mannschaft stehe kompakt.

27. Minute — Grösste Chance bislang für die Schweiz nach einem Eckball von Shaqiri. Xhaka scheidert am Torhüter der Argentinier. Alle werfen die Hände. Nur Kuhn bleibt regungslos.

29. Minute — Das Spiel nimmt an Fahrt auf, die Argentinier werden gefährlicher. «Du bist so

ruhig», sagt ein Gast zu Kuhn. «Ich muss ja nicht auch noch rumschreien», kontert er trocken.

38. Minute — Drmic alleine vor dem Tor der Argentinier. Schwacher Schuss. Kuhn tadelt den argentinischen Torhüter: «Weshalb kommt der nicht weiter raus? Der schläft ja.» Kuhn reagiert fast nur auf die Aktionen der Argentinier. Vielleicht liegt es an der Kamera, die auf ihn gerichtet ist. Der alte Profi weiss natürlich, welche Folgen ein aus dem Zusammenhang gerissenes Zitat haben kann.

Pause — Kuhn greift zum Wasserglas, lächelt gelöst. Zwischenbilanz: «Die Schweiz spielt intelligent. Ich habe mich gefragt, ob die Argentinier ihr Spiel gegenüber den vorhergehenden Spielen verändern können. Aber nein, die warten immer noch nur auf Messi.» Der Reporter von SRF streckt Kuhn das Mikrophon entgegen. Weshalb er keine Emotionen zeige: «Darüber bin ich hinweg, ich muss keine überflüssigen Bewegungen mehr machen.» Dann bestellt er ein Rindsentrecôte. Was wird wohl Hitzfeld den Spielern in der Pause sagen? «Er muss nicht viel sagen. Viel besser kann man es nicht machen.»



«Bei der Ehre packen»: Hitzfeld, Mehmedi.

Gegen Ottmar Hitzfeld, seinen Nachfolger als Trainer der Schweizer Nationalmannschaft, hatte er in seiner Zeit als aktiver Fussballer einige Male gespielt. Die beiden kannten sich bestens. Kuhn plante, ähnlich wie Hitzfeld heute, seinen Rücktritt sorgfältig auf den



Aufruhr im «Rosengarten»: Dzemaili trifft kurz vor Schluss den Pfosten.

Abschluss der Europameisterschaft 2008. So hatte sein Nachfolger Zeit, das Team auf die nächste WM vorzubereiten. Es war ein gleitender Übergang, Hitzfeld übernahm fast die gesamte Mannschaft und führte Kuhns Arbeit fort. Nach dem frühzeitigen Ausscheiden an der Europameisterschaft wurde Kuhn kritisiert. Doch viele Spieler, die heute auf dem Feld stehen, waren seine Schüler.

Seine Strategie für das Spiel? «Entscheidend ist, kompakt zu bleiben.» Das ist das Mantra, das von Kuhn immer wieder zu hören ist. Er gibt noch einen Hinweis: «Die Argentinier haben nicht nur Messi, die haben auch einen Di María.» Wie motiviert man junge Spieler nach einer Schlappe wie jener gegen Frankreich? – «Man muss sie bei der Ehre packen», sagt er.

Bisher gab es für die Schweizer Nationalmannschaft erst einen Ernstkampf gegen Argentinien, an der Weltmeisterschaft von 1966 in England. Die Schweiz verlor damals in Sheffield 0:2, auf dem Platz stand: Köbi Kuhn. «Das ist ja eine Ewigkeit her», sagt er, «wir hatten mit Deutschland, Spanien und Argentinien eine furchtbare Gruppe.» An Details im Spiel kann er sich nicht erinnern, die Schweiz hatte ohnehin keine Chance mehr auf ein Weiterkommen.

Wenn diese WM in der Schweiz heute noch zu reden gibt, dann aus einem anderen Grund – und auch da spielt Kuhn eine wichtige Rolle. Am Abend vor dem WM-Auftaktspiel gegen Deutschland begab sich Kuhn mit Werner Leimgruber und Leo Eichmann (angeblich in weiblicher Begleitung) auf eine Spritztour durch die Industriestadt. Als sie zurückkamen, wartete Nationaltrainer Alfredo Foni vor der

Zimmertür und bestrafte die drei Fussballer mit einer Spielsperre. Ohne die Nachtschwärmer ging die Schweiz 0:5 gegen Deutschland unter, der Vorfall schrieb als «Nacht von Sheffield» Schweizer Fussballgeschichte. 63 Länderspiele absolvierte Kuhn als Spieler, die NZZ bezeichnete ihn einmal als «den komplettesten Fussballer, den unser Land je besass».

Als Kuhn für die Nati auf dem Feld stand, trugen die Spieler noch Namen wie Künzli, Bäni oder Stierli. Als er 2001 die Mannschaft als Trainer übernahm, sah dies anders aus – und heute

«Die Mannschaft ist nicht gescheitert, sie hat grossartig gespielt.»

sind Spieler mit Schweizer Namen nur noch mit der Lupe zu finden. Darüber wurde schon viel geschrieben, doch Kuhn zuckt nur mit den Schultern: «Im Team war das überhaupt nie ein Thema.» In der Welt der Fussball-Profis gibt es nur zwei Arten von Spieler: gute und schlechte, fitte und lädierte, Mitspieler und die Gegner. Die Herkunft interessiert keinen.

Das Spiel geht wieder los.

50. Minute — Zwei Chancen für die Schweiz. Kuhn wirkt nun angespannt.

59. Minute — Argentinien wird stärker, das Essen wird serviert. Benaglio kann die Schweiz knapp vor einem Rückstand retten. Wie eingefroren bleibt Kuhns Gabel zwischen Teller und Mund stehen.

63. Minute — Die Schweiz unter Druck, Kuhn kaut lustlos. Kein Kommentar.

75. Minute — «Müssen wir uns langsam auf eine Verlängerung vorbereiten?», fragt ein Gast. Der alte Fuchs nickt bedächtig. Ja, die Verlängerung liegt in der Luft, das Spiel der Argentinier bleibt ideenlos. Die Schweizer Abwehr weitgehend tadellos, die Konter zwar erfolglos, aber immer wieder gefährlich.

86. Minute — Die Kräfte auf dem Feld schwinden, das Publikum redet über die Frisuren der Spieler und von der Verlängerung, Kuhn ist nun ein Lächeln zu entlocken. Das Schlimmste scheint überstanden.

88. Minute — Die Argentinier versuchen es nach einem eleganten, aber erfolglosen Dribbling von Messi mit der Brechstange. Die Schweizer Phalanx hält dicht.

Abpfiff — Kuhn applaudiert: «Hervorragend.» In die SRF-Kamera sagt er: «Ich habe riesige Freude.» Und bleibt ein Meister darin, sich diese Freude nicht ansehen zu lassen.

93. Minute — Die Verlängerung beginnt ganz ordentlich für die Schweiz mit einem schönen Konter. Kuhn lacht entspannt.

99. Minute — Elegante Schwalbe von Behrami, die Schweizer kämpfen um jeden Ball, Argentinien bleibt fantasielos. Das Spiel erscheint ausgeglichen, ein Sieg in Griffweite.

104. Minute — Nun zaubern die Schweizer auf dem Feld, immer noch torlos zwar, doch das brasilianische Publikum applaudiert. Im «Rosengarten» herrscht eine ausgelassene Stimmung. Zwischenfazit Kuhns: «Unglaublich!»

108. Minute — Benaglio rettet die Schweiz vor dem Rückstand. Aufatmen. Doch auch bei den Argentinern macht sich Müdigkeit breit. Die hochfavorisierten Gauchos scheinen sich mit der Option Penaltyschiessen abgefunden zu haben. Messi bleibt immer wieder an der Schweizer Verteidigung hängen. Mehmedi wird ausgewechselt, er hat, wie alle Schweizer, einen hervorragenden Match gespielt.

188. Minute — Zwei Minuten vor dem Ende der tiefe Fall: Di María versenkt eine präzise Vorlage von Messi im Schweizer Tor. Benaglio hat keine Chance. Kuhn hält die Hände vors Gesicht, so als sässe er selber bei Hitzfeld auf der Bank: «Brutal.»

121. Minute — Die Schweizer kämpfen wie die Löwen, die Argentinier drängeln sich nun alle um den eigenen Strafraum. Kurz vor Schluss trifft Dzemaili den Pfosten des argentinischen Tors. Aufruhr im «Rosengarten», Hoffnung, berechtigte Hoffnung bis zur letzten Sekunde.

Dann der Schlusspfiff. Grenzenlose Enttäuschung, aber auch Stolz – Stolz darauf, bis zuletzt alles gegeben zu haben. «Es war einfach Glück», so das Fazit von Kunz, «die Mannschaft ist nicht gescheitert, sie haben grossartig gespielt.» Nein, das ist keine Ausrede, das Resultat hätte ebensogut auch andersherum lauten können. Die Sensation blieb aus. Die WM war trotzdem ein würdiger Schlusspunkt der Karriere von Ottmar Hitzfeld. ○

Am Strand, auf der Strasse

Von Simon Kuper, *Brasilia* — Die Brasilianer können an der Weltmeisterschaft im eigenen Land nicht überzeugen. Weshalb? Die Tradition des «jogo bonito» ist ihnen abhandengekommen. Die Mannschaft braucht ein neues System.



Wer von der WM berichtet, arbeitet täglich achtzehn Stunden und sehnt sich bald nach einem spielfreien Tag. Als es schliesslich so weit war, fuhr ich an die Copacabana, selbstverständlich nur zu Studienzwecken. Der grosse Sportjournalist Hugh McIlvanney schrieb einmal, dass es an der Copacabana vieles gibt, was reizvoller hüpfert als ein Fussball, aber natürlich gab es auch hüpfende Fussbälle. Am Strand konnte man gut beobachten, was gewöhnliche Brasilianer – zumeist junge Männer, aber auch ein paar Frauen – mit einem Ball anstellen.

Meist kickten sie in kleinen Gruppen, schlenzten sich den Ball zu, spielten mit dem Kopf, mit der Schulter. Ein wunderbarer Anblick. Nur in Kamerun vor zwanzig Jahren habe ich so lässigen, gekonnten Fussball gesehen. Aber hier geht es um die Show, nicht um Tore. Selbst die paar Matches, die ich am Strand beobachtet habe, waren ähnlich: Fast jeder Pass war ein Lupfer oder ein Hackenschuss. Alles war völlig zweckfrei – entsprechend der brasilianischen Vorstellung vom *jogo bonito*, vom schönen Fussball. So spielen sie am Strand, auf der Strasse oder in Hallen (Rasenplätze gibt es hier kaum).

Einziger Verbliebener

Doch bei dieser WM spielen sie weder schön noch zweckmässig. Ob sie Weltmeister werden oder nicht, die Tradition des *jogo bonito* ist ihnen abhandengekommen – und niemand weiss, was an seine Stelle treten soll. *Jogo bonito* ist mehr als nur ein Stil, es ist Teil der brasilianischen Identität. Dieses grosse Land, das in der Weltpolitik immer nur eine Nebenrolle gespielt hat, erwarb sich Anerkennung vor allem durch die Eleganz (*ginga*, das lässige Lebensgefühl der Brasilianer), mit der es Weltmeisterschaften gewann.

Einzig verbliebener Interpret des *jogo bonito* im aktuellen Team ist Neymar. Mit bislang vier von acht Toren ist er nicht nur Brasiliens bester Spieler, er sieht sich auch als Bewahrer der Tradition. Als ich ihn im Mai fürs *Red Bulletin* interviewte, zog er eine Parallele zwischen seiner Spielweise und dem brasilianischen Tanz. «Alle Brasilianer tanzen gern», sagte er. «Leg

eine Musik auf, die für Stimmung sorgt, und jeder Brasilianer wird ein wenig tanzen, selbst wenn er irgendwo sitzt. Ich komme aus einer Familie, in der Samba und Pagode zum Alltag gehörten. Die *ginga* steckt mir im Blut.»

Neymar soll nicht einfach die WM gewinnen. Seine Aufgabe ist es, die Tradition hochzuhalten. Nachdem dank seinen beiden Treffern der Sieg über Kamerun gesichert war, fing er an, «Sombrosos» zu spielen, diese lässigen Lupfer über den Kopf des Gegners, die Pelé 1958 berühmt gemacht hatte. Seine Elfmeter gegen Kroatien und Chile waren *paradinhas*, mit einem ganz kurzen Zögern während des Anlaufs – auch das ein Zitat von Pelé. Die brasilianische Fussball-Identität hängt also von einem schwächlichen Spieler mit *ginga* ab. Das ist beunruhigend, seitdem Kamerun versucht hat, Neymar aus dem Turnier zu kicken, und Chile das fast gelungen wäre. Für das Viertelfinalspiel gegen Kolumbien am Freitag steht er womöglich nicht zur Verfügung.

Und ohne ihn sieht es düster aus in der Seleção. Nur ein Genie kann in dem heutigen schnellen Fussball noch *jogo bonito* produzieren. Teamkameraden wie Fred oder Luiz Gustavo versuchen es gar nicht erst, aber auch der europäische Fussball als geometrische Angelegenheit, bei der durch schnelle Pässe weite Räume geöffnet werden, ist ihnen fremd.



«Leg Musik auf»: Brasiliens Star Neymar (l.).

Brasiliens Tradition ist verlorengegangen, und es gibt nichts, was an ihre Stelle treten könnte.

Die Mannschaft hat nicht einmal ein System ausgearbeitet, das auf Neymar zugeschnitten ist. Seine Mitspieler haben Mühe, ihm den Ball zuzuspielen, und legen sich für ihn auch nicht sonderlich ins Zeug. Bei den Argentinern und Messi ist es ähnlich. Dem steht der Stil der Holländer gegenüber, die den Gegner in die eigene Hälfte locken und auf diese Weise ihrem genialen Spielmacher Arjen Robben immer wieder viel Raum bieten.

«Wie Kennedy nach der Kubakrise»

Die Brasilianer wissen, dass ihr Team mittelmässig ist und bei den verbleibenden Spielen mit mehr oder weniger ebenbürtigen Gegnern konfrontiert sein wird. Folglich werden die nationalen Emotionen viel höher schlagen als 1970 oder 2002, als Brasilien eindeutig die überlegene Mannschaft war. Nachdem eine nationale Krise am Samstag im Spiel gegen Chile knapp verhindert worden war, sagte mir ein brasilianischer Freund: «Ich fühle mich wie Kennedy nach der Kubakrise.» Die Begegnung mit den Kolumbianern könnte ähnlich dramatisch verlaufen.

Ob Brasilien gewinnt oder verliert – nach der WM wird die Mannschaft vor dem gleichen Problem stehen wie die Nation. Im Fussball hatte Brasilien wunderbare 56 Jahre, in der Wirtschaft wunderbare zwanzig Jahre – am 1. Juli 1994 wurde der neue Real eingeführt, und die Inflation war rasch überwunden. In beiden Bereichen scheint der brasilianische Zyklus nun beendet zu sein. Das Land braucht ein neues System – im Fussball und in der Wirtschaft. Aber weder hier noch dort ist zu erkennen, wie es weitergehen könnte.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork

Simon Kuper ist Journalist bei der *Financial Times* und Autor von «Warum England immer verliert. Und andere kuriose Fussballphänomene» (Edition Tiamat, Berlin). Für die *Weltwoche* berichtet er exklusiv im deutschsprachigen Raum von der Fussball-Weltmeisterschaft in Brasilien (12. 6. bis 13. 7.).

Schadenfreude

Von Henryk M. Broder — Die «klammheimliche Freude» unter den Nahostexperten.



Es ist eines jener deutschen Wörter, die man nicht übersetzen kann und die Eingang in andere Sprachen gefunden haben, ebenso wie «Zeitgeist» und «Weltanschauung».

«Schadenfreude» wurde zum Inbegriff von Brutalität und Gemütskälte, nachdem ein Göttinger Lehrer 1977 unter dem Pseudonym «Mescalero» einen «Nachruf» auf den ermordeten Generalstaatsanwalt Siegfried Buback verfasst hatte, in dem er sich angesichts der Tat zu seiner «klammheimlichen Freude» bekannte. Was er damit sagen wollte, war: Es hatte keinen Unschuldigen erwischt.

Nach dem «Verschwinden» von drei israelischen Jugendlichen bei Hebron am 12. Juni dieses Jahres kam es wieder zu einem Ausbruch der «klammheimlichen Freude», diesmal unter den deutschen Nahost-Experten. Die Korrespondentin der Berliner *Taz* machte die Israelis für das «erbarmungslose Vorgehen der Geiselnnehmer», wer immer sie waren, verantwortlich, denn: «Gäbe es eine Lösung für den Konflikt in Form von zwei Staaten, dann sässen die drei entführten Jungen auch heute bei ihren Mitschülern.» Das Ganze würde dem israelischen Ministerpräsidenten «geradewegs in die Hände spielen», der fest davon überzeugt sei, «alle anderen sind schuld, nur er selbst nicht».

Die Mitarbeiterin von *Spiegel* online wurde noch deutlicher: «Es ist nicht klar, wer die drei jüdischen Siedler im Westjordanland entführt hat. Doch Israels Premier Netanjahu gibt der Hamas die Schuld – und weidet den Vorfall propagandistisch aus.» Netanjahu sei «konkrete Beweise bisher schuldig» geblieben. Es gehe ihm nur darum, «die Deutungshoheit darüber zurückzugewinnen, wer in der Region die Guten und wer die Bösen sind». Letztere Frage wurde von den deutschen Beobachtern des Nahostkonflikts längst entschieden: auf keinen Fall die Hamas. In einem Gespräch mit dem israelischen Botschafter in Berlin wollte der Interviewer des Deutschlandfunks wissen, woher der Botschafter wisse, «dass es die Hamas war». Und als der Israeli mit einer Gegenfrage reagierte, wurde er über die Spielregeln belehrt. «Herr Hadas-Handelsman, meine Aufgabe ist hier, Sie zu fragen. Sie antworten.»

Nun sind die drei verschwundenen «Talmud-Schüler» tot. Aber die deutsche Schadenfreude lebt weiter.

Denken beim Lenken

Von Silvio Borner — Fonds, Lenkungsabgaben, Gebühren und Steuerabzüge sind beliebte fiskalpolitische Instrumente. Sind die Ziele jedoch falsch gesetzt, können sie gefährlich wirken.

Die wichtigsten Staatseinnahmen sind die Steuern, die voraussetzungslos geschuldet sind, also keine spezifische oder gar individuelle Gegenleistung beinhalten. Wenn ich Einkommen erziele, muss ich dieses versteuern. Wenn ich Waren oder Dienstleistungen kaufe, muss ich Mehrwertsteuer entrichten. Ich kann diese Steuern nur vermeiden, wenn ich auf das Erzielen von Einkommen oder auf Konsumausgaben verzichte. Allgemeine Steuern haben den Vorteil einer breiten Basis und daher von moderaten Steuersätzen, was die Marktverzerrungen in Schach hält. Allein schon aus dieser Perspektive ist der Ersatz der «breiten» Mehrwertsteuer durch eine «schmale» Energiesteuer volkswirtschaftlicher Unsinn.

In letzter Zeit sind vier weitere Instrumente ins Rampenlicht gerückt: Fonds, Lenkungsabgaben, Gebühren und Steuerabzüge. Bei Letzteren handelt es sich schlicht um verkappte Ausgaben, die aber nicht wie reguläre Ausgaben budgetiert werden müssen und höhere Einkommen besserstellen. Abzüge sollte man deshalb strikt auf Gewinnungskosten für das Einkommen beschränken. Fonds zur Finanzierung von Bahn und Strasse erfreuen sich hoher Beliebtheit, obwohl es keine Fonds sind. Ein Fonds ist nämlich eine Vermögensanlage mit zweckgebundener Verwendung. Sinnvoll sind sogenannte Staatsfonds, die durch ausserordentliche Einnahmen gespeist werden. So hat Norwegen einen Teil seiner «Ölrenten» in einen Investitionsfonds gelegt, der auch zukünftigen Generationen zugutekommen soll. Im Fabi-Fonds (zur Finanzierung und zum Ausbau der Bahninfrastruktur) liegt hingegen gar nichts. Er ist vielmehr einfach ein Sonderhaushalt mit zweckgebundenen Einnahmen und Ausgaben. Die Gefahr ist gross, dass zu viel in den ÖV investiert und die Schuldenbremse ausgehebelt wird.

Der Trick mit dem «Service public»

Schwieriger wird es bei den Gebühren. Es handelt sich hier um Abgeltungen für spezifische Leistungen, die wir als Bürger beziehen. Anders gesagt: Die vom Staat erbrachte Leistung kann klar individuell zugeordnet und bewertet werden. Wer Kehrrecht entsorgt, einen Pass beantragt oder auf öffentlichem Grund parkiert, bezieht eine marktähnliche Leistung, deren Kosten wir dem Verursacher belasten können.

Dies stösst aber an Grenzen, wenn Nutzer und Nichtnutzer nicht mehr identifiziert werden können. Man hat dann schnell den euphemistischen Begriff «Service public» zur Hand und will damit nicht mehr den individuellen, sondern den kollektiven Nutzen in den Vordergrund rücken. Dies kann bei der öffentlichen Sicherheit gerechtfertigt sein, weil eine effiziente Polizei oder Armee alle beschützt. Aber eine Radio- und Fernsehgebühr? Klar, dass private Sender oder Kabelanbieter für konkret bezogene Sende-, Download- oder Anschlussleistungen Gebühren verlangen dürfen, wobei hier der Wettbewerb zwischen Netzbetreibern und Anbietern von Sende-Inhalten den besten Schutz vor Ausbeutung gewährt. Aber wenn jeder Eigentümer eines Radio- oder TV-Geräts eine fixe Abgabe entrichten muss, ist das eher eine Kopfsteuer als eine Gebühr, denn diese ist auch dann geschuldet, wenn ich keine helvetischen Sender einschalte. Nun hat das Parlament

fast oppositionslos alle Haushalte und Unternehmer zu einer «Gebühr» verpflichtet – und dies bei zunehmendem internationalem Wettbewerb und abnehmendem Service public. Fehlt nur noch, diese Zwangsabgabe einkommensabhängig zu differenzieren wie so viele andere Scheingebühren.

Bleiben die Lenkungsabgaben, denen selbst marktwirtschaftliche

Kreise positiv gegenüberstehen. Wenn die Produktion von Gütern oder Dienstleistungen sogenannte externe Kosten verursacht (z. B. durch Staub, Rauch, Lärm, Abwasser oder CO₂), dann tragen weder die Produzenten noch die Konsumenten die von ihnen verursachten volkswirtschaftlichen Kosten. Eine Lenkungsabgabe erhöht die privaten Kosten und verwandelt ein suboptimales Marktgleichgewicht in ein gesellschaftliches Optimum, und zwar ohne den Markt auszuschalten. Aber wenn etwa der Stromverbrauch willkürlich gesenkt werden soll, nur um eine opportunistische und unrealistische Energiewende politisch zu retten, müssen die Lenkungsabgaben die externen Kosten bei weitem übersteigen. Wir streben also zum vornherein ein volkswirtschaftliches Suboptimum an. Beim Lenken sollte man auch denken, und wenn die Ziele falsch gesetzt sind, wirken auch Lenkungsinstrumente extrem verzerrend und schädlich – gerade weil sie (anders als Regulierungen oder gar Umerziehungen) so wirksam sind.



Ein deutscher Pyrrhussieg

Von Hansrudolf Kamer — Mit schönen Worten versuchen deutsche Politiker, die Briten in der EU zu halten. Das Powerplay bei der Krönung des Luxemburgers macht das schwierig.



Die Europäische Union erhält den Kommissionspräsidenten, den sie verdient. Jean-Claude Juncker ist «beschädigte Ware», sowohl in seinem kleinen Grossherzogtum wie auch im grösseren Euro-

pa. Von Juncker sind in der Vergangenheit weder Impulse für die europäische Integration noch für eine Reform derselben ausgegangen. Er ist der kleinste gemeinsame Nenner, den die Regierungschefs am jüngsten Gipfel einfach durchwinkten.

Das Verfahren und seine Person verkörpern den desolaten Zustand, in dem sich die EU befindet. Der britische Premierminister Cameron, der die Ernennung Junckers öffentlich bekämpft hatte, kann mit seiner Niederlage zufrieden sein. Er hat die Lage zugespitzt und sich als Vorkämpfer für bitter notwendige Reformen profiliert. Die EU hat ihm dafür gute Argumente geliefert.

Gutes Wahlprogramm für Cameron

In den letzten Tagen war in den britischen Medien das Thema mit shakespeareschem Flair abgehandelt worden. Juncker trinke gerne Cognac zum Frühstück, sei hinterhältig und für Skandale anfällig. Die deutsche Bundeskanzlerin Merkel sage etwas im Privaten, dann etwas ganz anderes in der Öffentlichkeit. Der Barde hätte seine Freude daran.

Nicht nur Cameron und die Tories waren gegen Juncker, sondern alle britischen Parteien von links bis rechts. Das war aussergewöhnlich. Im Mai nächsten Jahres finden Unterhauswahlen statt, und Cameron hat mit seiner Juncker-Taktik seine Ausgangsposition und die Stellung in der eigenen Partei verbessert.

Die Briten wissen nun, wofür Cameron steht und wofür er auch eine Niederlage in Kauf nähme: keine weitere Brüsseler Zentralisierung, ein neuer Liberalisierungsschub im Binnenmarkt, Entbürokratisierung, Wachstum, Kontrolle über die Einwanderung und generell Rückgabe von EU-Kompetenzen an die Nationalstaaten.

Für Cameron ist der Forderungskatalog ein gutes Wahlprogramm. Wer die Verwirklichung für illusorisch hält, stimmt trotzdem für ihn, weil er nur so eine Volksabstimmung für ein

«Nein» gegenüber der EU erhält. Überdies hat Britannien in der EU zurzeit das stärkste Wirtschaftswachstum und die niedrigste Arbeitslosigkeit – kein Vergleich zur gedrückten Stimmung beim letzten Europa-Referendum 1975. Schwarzmalerei über die Folgen eines Austritts ist so schwieriger.

Cameron will, falls er die Wahlen gewinnt, noch immer günstigere Bedingungen für die britische Mitgliedschaft aushandeln. Die Ergebnisse sollen so ausfallen, dass er bei der Abstimmung 2017 für einen Verbleib in der EU werben kann.

Das aber bleibt höchst ungewiss. Die Euro-Skeptiker bei den Tories und der Unabhängigkeitspartei argumentieren, Camerons Fiasko bei der Wahl Junckers zeige deutlich, dass von der EU nichts zu erwarten und der Austritt die einzige Lösung sei. Von Labour-Sympathisanten heisst es, Cameron habe sein Ansehen in Europa verspielt und deshalb werde die EU keinen der britischen Wünsche erfüllen.

Dem widersprechen die neusten Schalmeyentöne des deutschen Finanzministers Schäuble. In der *Financial Times* erklärte er, ein Austritt Britanniens sei unvorstellbar. Die deutsche Regierung werde alles tun, um die Briten in der Union zu halten. «Grossbritannien ist historisch, politisch, demokratisch und kulturell für Europa absolut unverzichtbar.»



«Absolut unverzichtbar»: Premier Cameron, Kanzlerin Merkel.

Krokodilstränen: Ähnliches war schon während des Seilziehens um Juncker zu hören, doch ernst gemeint war es nicht. Am Gipfel liess sich jeder von seinen innenpolitischen Bedürfnissen leiten. Strategisch dachte niemand. Der «Brexit» rückt näher, obwohl das nicht einmal Frankreich will.

Schlafwandler in Berlin

Im Juli hat Italien die EU-Präsidentschaft übernommen. Das Land steht im Banne Matteo Renzis, des jungen Regierungschefs, der etwas Leben in die Gerontokratie des Römer Politikbetriebs gebracht hat. Renzi hatte seine Unterstützung für Juncker von Zusicherungen abhängig gemacht, dass die Kriterien des Euro-Stabilitätspaktes gelockert werden. Dieser soll mit Bussen die Mitgliedsstaaten zu finanzpolitischer Disziplin zwingen. Dabei war Disziplin bisher kaum praktiziert worden. Die Verschuldung ist im Euro-Raum weiter angestiegen.

Renzi braucht finanzpolitisch Spielraum. Es gehe nicht darum, die existierenden Regeln zu revidieren, sondern ihre Interpretation im Dienste schnelleren Wachstums «intelligenter und flexibler» zu gestalten. Schöner kann man es in «Europeak» kaum formulieren.

Strukturreformen wird es so nicht geben. Durch noch stärkere Verschuldung Wachstum zu generieren, ist jedoch risikoreich und wirkungslos. Nachzulesen im jüngsten Jahresbericht der in Basel ansässigen Bank für Internationalen Zahlungsausgleich.

Deutschland teilt an sich diese Auffassung. Doch verantwortlich für das Juncker-Debakel sind die Schlafwandler in Berlin. Schon deshalb wäre es eigentümlich, wenn ein obskurer Luxemburger die «unverzichtbaren» Briten aus der EU vertreiben würde.

Der darstellende Geometer

Von Christoph Mörgeli

Viel zu viel ist schon konstruiert worden auf dem kühnen Reissbrett der Europäischen Union. Die neueste Konstruktion stammt von Res Strehle, Chefredaktor des *Tages-Anzeigers*. Strehle träumt vom «Europa der konzentrischen Kreise». Der darstellende Geometer meint Figuren mit einem einzigen Mittelpunkt. Den innersten Kreis ortet der Leitartikler bei Benelux, Frankreich, Deutschland, Italien und Spanien. Im zweiten Kreis befänden sich Kriechgänger wie die Briten, die keine politische Union wollen. In den dritten Kreis fantasiert sich Strehle die europapolitisch geteilte Schweiz hinein.

Interessant, entscheidend und mächtig ist bei konzentrischen Kreisen einzig das Zentrum. Der Mittelpunkt. Der Schwerpunkt. Doch genau diesen benennt Res Strehle nicht. Er trägt den Namen Angela Merkel. Ohne deutsche Kanzlerin geht in der EU gar nichts. Sie allein hat nach langem Gezänk den neuen Präsidenten der EU-Kommission bestimmt. Immerhin ist es Jean-Claude Juncker bereits gewohnt, von einer einzelnen Person ernannt zu werden: Als luxemburgischer Staatspräsident wurde er seinerzeit vom Grossherzog ins Amt eingesetzt.

Erstaunlich also, dass Res Strehle den Diener eines Erbmonarchen gleich als «Schweiz-Versteher» abfeiert. Der einstige Terroristen-Versteher vom *Tages-Anzeiger* glaubt zu wissen, dass ein Vertreter eines Kleinstaates keine Grossmachtfantasien entwickeln könne. Noch nichts von psychologischer Kompensation gehört? Der angebliche Kleinstaatler und Schweiz-Versteher Jean-Claude Juncker hat 2010 über die Schweiz gesagt: «Es ist nämlich ein geostrategisches Unding, dass wir diesen weissen Fleck auf der europäischen Landkarte haben.»

Luxemburg sei in vielem der Schweiz ähnlich, urteilt Strehle. Mit Verlaub: Luxemburg lebt von Immobilien, EU-Bürokratie und Finanzdienstleistern, über deren Geschäftsmodell der *Tagi* bei der hiesigen Variante nicht genug lamentieren kann. Zur Euro-Krise meinte der Vorzeige-Schweizer Juncker: «Wenn es ernst wird, muss man lügen.» Niemand wollte ihn wirklich als Kommissionspräsidenten haben. Der langjährige EU-Funktionär steht nicht für das Gelingen von morgen. Sondern für das Scheitern von gestern. Sogar der renommierte *Economist* rügt Junckers Neigung zu Alkoholischem. Aber wahrscheinlich ist die EU in nüchternem Zustand gar nicht zu ertragen.

Der Autor ist Historiker und SVP-Nationalrat.

Mit Lauda gegen Chlor-Hühner

Von Peter Bodenmann — Eine österreichische Boulevardzeitung kämpft gegen den Freihandel der EU mit den USA.



Alle Hoffnungen ruhen auf Österreich: Kampagne der Kronen-Zeitung.

Die Grossbanken der Schweiz gehören mehrheitlich ausländischem Kapital. Sie geniessen trotzdem nach wie vor eine unbeschränkte Staatsgarantie. Ohne einen müden Rappen in die Staatskasse zu bezahlen. Es reicht, wenn sie die politischen Parteien mittels Direktzahlungen schmieren.

In Amerika mussten die Manager der Credit Suisse zugeben, dass ihr Institut ein kriminelles Unternehmen ist. Das Schweizer Steuerhinterzieher-Geheimnis ist so tot wie der Wolf von Schlieren.

Die aufgestaute Wut der Schweizerinnen und Schweizer richtet sich gegen die Amerikaner und weniger gegen die Banker.

Zurzeit verhandeln die USA und die EU über ein Freihandelsabkommen. Auch wegen der NSA-Geschichte kam alles etwas ins Stocken. Aber mit etwas Zeitverzögerung scheint Europa zu akzeptieren, dass wir alle bis und mit der Kanzlerin Angela Merkel abgehört werden.

Die Schweiz steckt in einer Zwickmühle. Weder die USA noch die EU sind bereit, die Efta-Länder an ihren weitgehend geheimen Verhandlungen zu beteiligen.

Was tun? Schneider-Amann hofft, dass sich die Schweiz im Fall des Falles über die bilateralen Verträge an diesem Freihandelsabkommen beteiligen könnte. Sozusagen ein Beitritt durch die Hintertüre. Das dürfte nach dem Entscheid in Sachen Masseneinwande-

lung und dem unsinnigen Umsetzungskonzept des Bundesrates etwas schwierig werden.

In der Sackgasse gilt: Besser kein Freihandelsabkommen zwischen der EU und der USA als ein Freihandelsabkommen ohne die Schweiz. Alle Hoffnungen ruhen auf Österreich.

Verglichen mit dem *Blick*, ist die *Kronen-Zeitung* eine politische Kampfmaschine. Und jetzt organisiert die *Kronen-Zeitung* mittels Unterschriftensammlung den Widerstand gegen das geplante Freihandelsabkommen mit den USA. Gegen Chlor-Hühner, gegen Gen-Mais, gegen die Privatisierung der Wasserversorgungen und gegen den Abbau der Sozialstandards.

Selbstbewusst, weil das EU-Mitglied Österreich jedes Freihandelsabkommen in der – ach so undemokratischen – EU allein zum Kippen bringen kann.

Merke: Wer mitmacht, kann mitentscheiden. Wer allein alles besser weiss, beisst am Schluss in das Chlor-Huhn.

Ein heisses Thema liegt auf der Strasse. Wer wird es in der zunehmend antiamerikanischen Schweiz aufgreifen? Der *Blick*? Die allzeit opportunistische SVP? Die Anti-Gen-Mais-Grünen? Der overschlaue Bauernverband?

Und wenn ja, wer zuerst mit wie viel Verspätung und mit welchen Forderungen? Bleiben wir dran.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.

Übung abgeschlossen

Von Kurt W. Zimmermann — Gute Kunde aus Basel: Mit Markus Somm wird erneut ein Journalist zum wohlhabenden Unternehmer.

Tito Tettamanti sitzt diese Woche an der Côte d'Azur. Das Wetter ist angenehm, nicht zu heiss, und Tettamanti ist gut gelaunt. «Ich glaube, diese Übung haben wir erfolgreich abgeschlossen», sagt er.

Die «Übung» war die *Basler Zeitung* (BaZ). Tettamanti hatte die angeschlagene Zeitung 2010 gekauft, finanziert zusammen mit Christoph Blocher, der anfangs noch im Hintergrund blieb. Das Blatt machte damals einen Jahresverlust von zwölf Millionen Franken.

Inzwischen ist die BaZ saniert. Die Druckerei wurde geschlossen, Personal abgebaut, sinnloser Immobilienbesitz abgestossen. 2014 schreibt man einen operativen Gewinn von rund sechs Millionen Franken. Nur die Restkosten der Liegenschaften drücken heuer noch auf das Endergebnis, doch ab nächstem Jahr fallen die weg.

Tettamanti konnte sich also entspannt zurückziehen und gemeinsam mit Blocher die Besitzverhältnisse neu arrangieren. Die *Basler Zeitung* gehört nun je zu einem Drittel dem Chefredaktor Markus Somm, dem Sanierer Rolf Bollmann und Christoph Blocher selbst.

Journalist Somm und Verlagsspezialist Bollmann bekamen ihr Aktienpaket zu einem Freundschaftspreis. Für ihren Drittel-Anteil an der BaZ zahlten sie je eine halbe Million Franken.

Tettamanti hat Spass daran, Journalisten zu Eigentümern zu machen. Schon im Jahr 2006 verkaufte er die *Weltwoche* an Roger Köppel, ebenfalls zu einem fairen Preis. Köppel wurde schnell vom Journalisten zum Unternehmer. Er reduzierte die Kosten und baute unnötige Redaktions- wie Verlagsstellen ab. Seitdem, mit Ausnahme des schwierigen 2013, hat die *Weltwoche* jedes Jahr einen Gewinn von ein bis zwei Millionen Franken abgeliefert.

Für die Neu-Aktionäre Markus Somm und Rolf Bollmann sieht die Zukunft in Basel ähnlich erfreulich aus. Mit dem brillanten Schreiber Somm, was den Kult-Kapitalisten Tettamanti besonders freut, wird ein weiterer Journalist in die Gilde der selbstgemachten Multimillionäre aufrücken.

Ein reines Geschenk ist die BaZ dennoch nicht. Die drei neuen Besitzer übernehmen mit der *Basler Zeitung* auch Schulden von 78 Millionen Franken. 38 Millionen liegen als Darlehen bei Tito Tettamantis Medienvielfalt-Holding, 40 Millionen als Darlehen bei Christoph Blochers Robinvest. Diese Kredite sind zu verzinsen und mit der Zeit zurückzuzahlen.



Freundschaftspreis: BaZ-Chefredaktor Somm.

Tettamanti bekommt eine bankübliche Verzinsung. Das macht bei seinem Darlehen von 38 Millionen eine runde Million an Zins im Jahr. Bei einem künftigen BaZ-Gewinn von jährlich fünf bis sechs Millionen ist das leicht verkraftbar. Auch die allmähliche Rückzahlung des Darlehens schafft finanziell keine grösseren Probleme.

Mitaktionär Christoph Blocher kann eine Mischrechnung machen. Sein Darlehen von 40 Millionen muss laut Abmachung zwar ebenfalls verzinst und amortisiert werden. Aber Blocher wird grosszügig sein und Gewinne lieber bei der Zeitung als bei sich selber anfallen lassen.

Tettamanti und Blocher gingen in Basel mit ihrem neokonservativen Blatt den Weg des politischen Engagements. Sie hätten auch den Weg des kühlen Grosskapitals wählen können. Dann hätten sie die *Basler Zeitung* «für rund hundert Millionen», wie sie schätzen, an externe Grossverlage wie Tamedia oder die NZZ-Gruppe verkaufen können. Stattdessen gaben sie dem internen Chefredaktor die schöne Chance, Besitzer zu werden. Auch Somm wird nun vom Journalisten zum kostenbewussten Unternehmer werden.

Tettamanti und Blocher müssten eigentlich vom Schweizer Journalistenverband zu Ehrenmitgliedern ernannt werden. Aber darauf können sie lange warten.

Schön gesund

Von Beatrice Schlag — Sind Unattraktive öfter krank?

Wenn für eine wissenschaftliche Studie 15 000 Teilnehmer über mehr als ein Jahrzehnt befragt wurden, ist man geneigt, sie als seriös zu betrachten. Es sei denn, sie widerspricht dem eigenen Sinn für Gerechtigkeit diametral. Das ist hier der Fall. Die Universität von Cincinnati behauptet in ihrer vor wenigen Tagen veröffentlichten Studie, je attraktiver Menschen seien, desto besser stehe es um ihre Gesundheit. Wer aussieht wie Kate Moss und Ryan Gosling, ist nämlich angeblich auch weniger anfällig für Depressionen, Asthma, hohen Blutdruck, Diabetes und Tinnitus. Ausserdem stottern schöne Menschen deutlich seltener als die mit den unauffälligen Gesichtern. Sie fehlen auch weniger bei der Arbeit. Da die Forscher vermutlich den Unmut ahnten, den die Studie auslösen würde, beeilten sie sich, zu erklären, die Probanden seien im Unterschied zu den meisten Studien keine Studenten gewesen, sondern ein repräsentativer Teil der US-Bevölkerung. Ihre Attraktivität sei nicht auf Fotos bewertet worden, sondern nach ausführlichen persönlichen Gesprächen.

Aus den Ergebnissen schliessen die Forscher, dass gutes Aussehen auch ein Marker für gesunde Gene sei. Das allerdings ist angesichts der noch zahlreichen Unbekannten in der Genforschung ein zumindest fraglicher Schluss. Psychologe Viren Swami von der britischen University of Westminster, Experte für Schönheitskult in verschiedenen Kulturen, kam angesichts der Studie zu weniger genetisch bedingten Erklärungen für den Zusammenhang zwischen Attraktivität und Gesundheit. «Schöne Menschen», sagt er, «werden auch als gut wahrgenommen. Man nennt das den Heiligenschein-Effekt.» Nach Swamis Forschung werden sie von der Umwelt besser behandelt und bekommen mehr Zeit, Verständnis und Hilfe bei der Arbeit. Sie werden bereitwilliger und zu einem höheren Anfangslohn eingestellt als andere und auch seltener entlassen. Es sei also durchaus denkbar, sagt Swami, «dass ihre gesundheitlichen Vorteile mit dieser positiven Sonderbehandlung zu tun haben». Damit kann man besser leben als mit der Vorstellung, dass den Hässlichen auch noch die Ohren häufiger pfeifen, weil es die Evolution so fügte.



Leserbriefe

«Dass das Selbstwertgefühl absackt, wenn man einen guten Job gegen das Hausmannsdasein eintauscht, erstaunt niemanden.» *Jan Muschg*



«Paradox!»: Männer, die Teilzeit arbeiten.

Warum immer kleine Kinder?

Nr. 26 – «Der Teilzeitmann kommt»;
Rico Bandle über Teilzeitarbeit
für Männer

Warum sind die gewünschten Teilzeitmänner eigentlich immer Väter von kleinen Kindern? Richtig interessant wird die Teilzeitarbeit doch erst, wenn die Kinder aus dem Größten raus sind und man die freie Zeit mit der Partnerin verbringen kann.

Cyrrill Dormann, Mauensee

Mit staatlicher Hirnwäsche von feministischen Gleichstellungsbehörden sollte die weibliche Vollzeitbeschäftigung angestrebt werden; hingegen wird schweizweit die Teilzeitarbeit von Männern propagiert. Paradox! Erbringen denn all die feministisch verschrobene Hirnwindungen der Gender-Professorinnen irgendeinen Mehrwert für die Gesellschaft? Nein, aber es herrscht ein Mangel an mehrwertschaffenden Ingenieurinnen. Je höher die Gremien, desto realitätsferner sind sie. Nichtsdestotrotz übernimmt der Bundesrat all den Unsinn. Arbeitgeber müssen von jetzt an den Frauen Zeit für das Stillen geben. So was können sich nur Beamtinnen der Zentralverwaltung leisten, die keinen Kundenkontakt haben. Wo und wie stillt eine Automechanikerin, Schreinerin, Maurerin, Kaminfegerin, Sanitärinstallateurin ihr Kleinkind, und wer bezahlt die neunzig Minuten pro Tag? Da Frauen, die eine Familie gründen wollen, sich

diese Frage stellen, lassen sie sich auch nicht durch Girls' Days zu einer Berufswahl zwingen, die nicht ihrem Lebensmodell entspricht.
Peter M. Länz, Büsserach

Der Beitrag von Rico Bandle ist in verschiedener Hinsicht zweifelhaft: Wenn von der Zahl (14 Prozent der Männer arbeiten Teilzeit) auf den Willen zu einer Arbeitsreduktion geschlossen wird, verwechselt der Autor Ursache und Wirkung. Wenn dann noch behauptet wird, der Wille sinke zusätzlich, sobald Kinder da seien, ist dies einfach nur dumm. Wenn der Autor sodann von sich auf die Allgemeinheit schliesst, weil er nichts Besseres zu tun hat, als auf Spielplätze zu gehen, ist er selber schuld. Dass das Selbstwertgefühl absackt, wenn man einen guten Job gegen das Hausmannsdasein eintauscht, erstaunt niemanden und gilt für Frauen genauso. *Jan Muschg, per E-Mail*

Seltsame Schweizer

Nr. 26 – «Deutschlaaand»;
Kolumne von Henryk M. Broder

Dieser treffende Artikel gilt praktisch eins zu eins auch für die Schweiz. Wenn der Autor schreibt, die Deutschen liessen sich widerspruchslos ausrauben und enteignen, wenn es denn der guten Sache diene, so trifft das für uns genauso zu. Dass wir über einige Sachgeschäfte noch abstimmen können, zu denen das deutsche Volk nichts mehr zu sagen hat, macht

die Sache hier noch schlimmer! Ein Grossteil unserer Bevölkerung verhindert die direkte Demokratie mit ihrem Stimmverhalten gleich selbst. Die Volkswahl des Bundesrates oder die Vorlage «Staatsverträge vors Volk» wurde dank wirksamer Propaganda der Classe politique wuchtig verworfen. Die Deutschen seien ein seltsames Volk, stellt der Autor fest. Wir Schweizer sind noch viel seltsamer!

René Rohner, Pura

Versicherung bezahlt nicht

Nr. 26 – «Ohne Fesseln»;
Christoph Landolt über einen neuen
Taxidienst

In diesem Artikel schreiben Sie: «Doch seine revolutionäre Wucht entfaltet Über erst, wenn – wie es vor allem in Übersee möglich ist – Private Chauffeurdienste anbieten können. Es wäre eine Win-win-Situation: Die einen könnten am Feierabend etwas Geld verdienen, um ihr neues Auto abzubezahlen.» In der Schweiz braucht es nach Strassenverkehrsgesetz eine behördliche Bewilligung für Personentransporte. Die Haftpflicht-Versicherungsprämie ist dann wesentlich höher als für ein normales Auto. Ohne diese Bewilligung und die höhere Haftpflichtprämie wäre das eine behördlich nicht bewilligte Fahrt und von der Versicherung ausgeschlossen. Im Schadenfall müsste die Versicherung nicht bezahlen.

Kurt Häny, Zürich

Ellenbogen raus

Nr. 26 – «US-Recht in der Schweiz»
von Christian Mundt

Wir müssen jetzt unsere Fäuste aus dem Sack nehmen und gewaltig auf den Tisch klopfen, damit unsere Justizvorsteherin und ihr Ministerium sich endlich für unsere Rechtsordnung und unsere Bürger einsetzen. Warum verfolgt man den Verdacht auf Nötigung der IRS-Exponenten und anderer beteiligter US-Behörden nicht? Wieso lässt man nicht mal unsere Kontrolleure auf die US-amerikanischen Firmen und Bürger in der Schweiz los? Man findet immer etwas, kann einen Preis ansetzen und «vergleichen». Also: Ellenbogen raus und Schluss mit der Anbiederung!

Tony Widmer, Wilen bei Wollerau

Wo kommt der Strom her?

Nr. 26 – «Zürich–Bern in 28 Minuten»;
Kolumne von Peter Bodenmann

Seit Monaten erklärt Peter Bodenmann in seiner wöchentlichen Kolumne seine Träume zur elektromobilen Zukunft. Dabei hat er noch nie erklärt, wo der notwendige Strom für seine Träumereien herkommen soll.

Peter Jordi, Biberist

Schwerverdauliche Kost

Nr. 25 – «Bruderzwist bei al-Qaida»;
Kurt Pelda über den Isis

Die Berichte über die unglaubliche Brutalität der Isis-Kämpfer ist schwerverdauliche Kost. Ich wünsche mir nichts sehnlicher, als dass es wirklich einen Schöpfer gibt, der diese Menschen am Ende ihres irdischen Seins für ihre Taten zur Verantwortung zieht.

Rolf Kempf, Eglisau

Hobby «Energiesparen»

Nr. 25 – «Mission Energiewunder»;
Wirtschaftskolumne von Silvio Borner

Ein Ausgezeichneter und gutrecherchierter Artikel, danke. Offensichtlich sind im Uvek Scharlatane am Werk, die von den Steuerzahlern bezahlt werden. Locker redet ein Sprecher vom beschlossenen Atomausstieg (ohne Volksentscheid) und vom Wunschtraum Energiewende (den Deutschen abgeschaut). Sichere elektrische Energie an die Industrie und in alle Haushalte zu liefern, ist ein verantwortungsvoller Versorgungsauftrag und ein Mass für den Entwicklungsstand eines Landes. Was da als Energiewende propagiert wird, wird trotz enormer Investitionskosten nur im Hobbybereich realisierbar sein. Am Hobby Energiesparen aber ist kaum jemand interessiert, sondern daran, dass jederzeit Strom aus der Steckdose kommt. Es ist an der Zeit, diesen mit Kommunikationsberatern vollgestopften Bundesämtern, die ihre Daseinsberechtigung mit immer neuen unproduktiven Aktivitäten rechtfertigen, endlich einen Riegel zu schieben.

Martin Steiger, Uster

Blatter zum Aussenminister!

Nr. 25 – «Meister der Hosentaschen»;
Oskar Freysinger über Sepp Blatter

Wenn ich einen Aussenminister für die Schweiz ernennen könnte, wäre Sepp Blatter meine erste Wahl!

Michael E. Dreher, Küsnacht

Herr Freysinger gehört, trotz einer gewissen Sympathie, die ich für ihn empfinde, nicht gerade zu meinen Lieblingspolitikern. Sein Artikel über Sepp Blatter war aber einfach grossartig!

Harald Matouch, Genf

Unhaltbare Behauptungen

Nr. 24 – «Personenkontrolle» zu Kathy Riklin

Einmal mehr widmet sich die *Weltwoche* der Entlassung von Christoph Mörgeli. Sie gibt eine unhaltbare Behauptung von Willy Haderer wieder. Kantonsrat Haderer, SVP, behauptete als Mitglied der Aufsichtskommission Bildung und Gesundheit (ABG) und

Subkommission MHIZ an der Medienkonferenz zum Bericht rund um das Medizinhistorische Institut und das Museum der Universität Zürich (MHIZ), ich hätte als Universitätsrätin gegen das Amtsgeheimnis verstossen. Diese Behauptung ist tatsachenwidrig und offensichtlich politisch motiviert. Die Subkommission MHIZ hat mich nicht angehört und mir keine Gelegenheit gegeben, Stellung zu beziehen. Aufgrund einer Anzeige von Christoph Mörgeli läuft in Bern eine Untersuchung zu einem kurzen Journalisten-austausch, welcher nicht in die Berichtsperiode der ABG fällt. Über die Qualität der von Christoph Mörgeli betreuten Dissertationen berichtete die «Rundschau» lange vorher. Dem Ausgang des Verfahrens sehe ich mit Zuversicht entgegen. Ich habe mir nichts vorzuwerfen. Das Amtsgeheimnis habe ich nicht verletzt.

Kathy Riklin, Nationalrätin
und Universitätsrätin, Zürich

Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Darüber hinaus muss er sich klar auf einen in der *Weltwoche* erschienenen Artikel beziehen. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen. Leserbriefe ohne Angabe von Name und Wohnort werden nicht publiziert.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*,
Förrlibuckstrasse 70, Postfach,
8021 Zürich.

E-Mail: leserbriefe@weltwoche.ch.

Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man anlässlich einer Einladung zum Essen dem Gastgeber mitteilen, dass man laktoseintolerant ist? Rachel Kunz, Allmendingen

Zunächst die allgemeine Lage: Lebensmittelallergien sind das neue Must-have der Gäste, in Restaurants ebenso wie im privaten Rahmen. Wer nicht mindestens auf Erdbeeren oder Nüsse irgendwie reagiert, dem fehlt etwas. Gute Restaurants fragen heute schon bei der Reservierung nach Unverträglichkeiten. Nun zu Ihrer Frage: Natürlich dürfen Sie Ihren Gastgeber informieren. Tun Sie es aber möglichst früh. Und falls Ihnen die Laktoseunverträglichkeit erst nach der Vorspeise wieder einfällt – behalten Sie sie für sich.

David Schnapp


CRESTA
PALACE

Sommerzeit
BELEBENDE TAGE IM
ENGADIN

Grosser SPA-, Pool- und Therapie-Bereich sowie Kinderclub.
Wandern, Golfen, Biken, Tennis uvm.
Zimmer/Frühstück ab CHF 125.– pro Person
Ab 2 Nächten: freie Fahrt auf ÖV + Bergbahnen
Sommersaison bis 12. Oktober 2014

★★★★

CRESTA PALACE · CH-7505 Celerina/St. Moritz
T +41 (0)81 836 56 56 · www.crestapalace.ch
Elisabeth und Hanspeter Herren


das Bergjuwel

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an darfmandas@weltwoche.ch. Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Verdreher der Volksrechte

Viele Schweizer Richter, Professoren und Politiker schämen sich für ihr Volk. Sie drücken sich darum, seine Aufträge zu erfüllen, und suchen nach Wegen, seinen Willen zu missachten – selbst wenn sie dafür die Bundesverfassung zurechtbiegen müssen. *Von Markus Schär*

«Auch das Volk ist fehlbar», schimpfte Ständerat Filippo Lombardi. Der CVP-Fraktionschef ärgerte sich darüber, dass die Stimmbürger neuerdings gerne Volksinitiativen unterschreiben, die der Politik Mühe machen – und diese sogar in der Volksabstimmung annehmen. «Ich bin mit diesem System nicht mehr einverstanden», wettete der Tessiner Ständerherr. Das Volk entscheiden zu lassen, sei gefährlich, warnte er: «Mit der Zeit wird unsere direkte Demokratie immer mehr unter Druck kommen, wenn wir uns nicht die Mühe geben, sie besser auszurichten.»

Es ging vor vier Wochen im Ständerat um die Erbschaftssteuer-Initiative. Die Grünliberale Verena Diener drängte auf Rückweisung: Hinter verschlossenen Türen sei nochmals darüber zu beraten, ob es bei der Frage der Ungültigkeit von Initiativen «neue politische Eckpfeiler zu setzen» gelte. Die Ständerätin sucht nach neuen Mitteln, um eine gültige, längst lancierte Volksinitiative von oben doch noch abzuwenden.

Neue Schranken gegen den Souverän

Gemäss Bundesverfassung kann das Parlament eine Initiative für ungültig erklären, wenn sie offensichtlich undurchführbar ist. Das ist bei der Erbschaftssteuer nicht der Fall. Nicht zulässig sind auch Initiativen, welche die Regeln der Form verletzen oder gegen sogenannt zwingendes Völkerrecht verstossen. Beides kann man der Vorlage zur Erbschaftssteuer nicht vorwerfen. Schliesslich kann das Parlament Initiativen ablehnen, welche die Einheit der Materie nicht einhalten. Dies ist bei der Erbschaftssteuerinitiative zumindest diskutabel, weil ihre Erträge der AHV zugutekommen sollen.

Verena Diener forderte aber ein weiteres Kriterium für die Ungültigkeit, die Rückwirkung: Die Initiative gilt, wenn das Volk sie annimmt, ab 1. Januar 2012 – das allerdings ist längst allgemein bekannt. Diese Bestimmung führte denn auch im Herbst 2011 zu einem Boom bei den Schenkungen. Die Zürcher Ständerätin, die sich strikt an den Buchstaben der Bundesverfassung halten will, erfindet also willkürlich neue Regeln im laufenden Spiel, um eine rechtmässig lancierte Initiative, die ihr nicht gefällt, zu stoppen.

Hinter dem Einzelfall steckt freilich eine beunruhigende Tendenz. Der grünliberalen Politikerin geht es gar nicht um die Erbschaftssteuer – es geht ihr darum, die direkte Demokratie von oben lenkend einzuschränken. Das zeigte sich letzte Woche nach einer Sitzung der Staats-

politischen Kommission. Als Vorsitzende schimpfte Verena Diener über die Durchsetzungsinitiative der SVP, die noch während der Umsetzung der Ausschaffungsinitiative das Parlament unter Druck setze und ihm jeden Spielraum bei der Auslegung nehme – was die Initianten aufgrund ihrer schlechten Erfahrungen gerade wollten. Zur Erinnerung: Volk und Stände nahmen die Ausschaffungsinitiative an und lehnten einen bundesrätlichen und parlamentarischen Gegenvorschlag ab. Bei der Umsetzung der Initiative legte der Bundesrat dann freilich einen Entwurf vor, der auf seinem Gegenvorschlag und nicht auf dem Initiativtext beruht. Als Reaktion brachte die SVP ihre Durchsetzungsinitiative.

Das scheint Verena Diener nicht zu passen. Anders als der Nationalrat, der beim Gesetz zu den Ausschaffungen die Vorschläge der Durchsetzungsinitiative übernehmen will, lasse sich der Ständerat nicht erpressen, sagte sie. Die Kleine Kammer suche eine eigene Lösung. Mit sieben zu sechs Stimmen scheiterte gar in der Kommission ein Antrag nur knapp, die ganze Durchsetzungsinitiative für ungültig zu erklä-

Die Politik wirft dem Volk vor, Spielregeln zu missachten – und denkt sich selber neue aus.

ren. Verena Diener, als Präsidentin in der Minderheit, bekam dabei – wie schon bei der Erbschaftssteuer – Support von Robert Cramer (GP), Hans Stöckli (SP), Paul Rechsteiner (als Ersatz von Pascale Bruderer, SP), Filippo Lombardi (CVP) und auch der Freisinnigen Christine Egerszegi, die sich wenn immer möglich gegen ihre Fraktion stellt.

Bundesrat vs. direkte Demokratie

So deutlich wie selten zeigte sich: Die Politik wirft dem Volk vor, Spielregeln zu missachten – und denkt sich selber neue Spielregeln aus, um den Volkswillen nach eigenem Gusto auszulegen. «Die Bundesversammlung ist zu grosszügig», stachelte auch Nationalrätin Ruth Humbel (CVP) ihre Kollegen in der *Schweiz am Sonntag* an: «Wenn das Parlament immer den Weg des geringsten Widerstands geht und alles abnickt, schaden wir letztlich der direkten Demokratie.» Vor allem die Ständeräte, mit prominenten Völkerrechtlern als Einflüsterern, erfinden stets weitere Schranken für das ungebärdige Volk.

«Die Schweiz kann als Staat bezeichnet werden, der seine völkerrechtlichen Verpflichtungen treu erfüllt», schrieb der Bundesrat, als er 2010 dem Parlament zum Verhältnis von Völkerrecht und Landesrecht Bericht erstattete. Die Regierung sah darum vor vier Jahren – also trotz Minarett- und Ausschaffungsinitiative – keinen Anlass dazu, an den Regelungen in der Bundesverfassung etwas zu ändern. Nachdem das Volk im November 2010 wider Erwarten die Ausschaffungsinitiative angenommen hatte, schob der Bundesrat im März 2011 einen Zusatzbericht nach zur Frage, was sich gegen Volksinitiativen machen liesse, «die mit Völkerrecht nicht im Einklang stehen». Diese Vorschläge fielen jedoch in der Vernehmlassung durch, der Bundesrat schrieb sie im Dezember 2013 ab. Selbst Professor Walter Kälin, der das Schweizerische Kompetenzzentrum für Menschenrechte leitet, beteuerte noch vor zwei Monaten, das Landesrecht stimme «im allerallergrössten Fall» mit der Europäischen Menschenrechtskonvention (EMRK) überein.

In diesem hehren Dokument – zur Lektüre dringend empfohlen! – findet sich denn auch nichts, wogegen das Volk mit der von ihm angenommenen Ausschaffungsinitiative verstossen hätte. Zwar schreibt die Konvention fest: «Jede Person hat das Recht auf Achtung ihres Privat- und Familienlebens.» Aber sie sieht auch Eingriffe in dieses Recht vor, die «für die nationale oder öffentliche Sicherheit», «zur Aufrechterhaltung der Ordnung» oder «zur Verhütung von Straftaten» notwendig sind.

Die andere Grundlage des Völkerrechts, der Internationale Pakt über bürgerliche und politische Rechte der Uno, hält zusätzlich fest: «Ein Ausländer, der sich rechtmässig im Hoheitsgebiet eines Vertragsstaates aufhält, kann aus diesem nur aufgrund einer rechtmässigen Entscheidung ausgewiesen werden.» Also, schliesst der juristisch unverbildete Leser, müsste die Schweiz zur Aufrechterhaltung der Ordnung und zur Verhütung von Straftaten ausländische Kriminelle ausweisen können, wenn sie Recht verletzen, das vom Volk als Souverän gesetzt worden ist.

Aber der ungeschulte Leser versteht halt nichts von Juristerei, also von der Fantasie der Rechtsgelehrten, wenn ihnen das Recht nicht passt: Die Schweiz verletze mit der Ausschaffungsinitiative das Völkerrecht, wandten die Juristen ein, sogar zwingendes, wenn sie Kriminelle ausschaffe, die im Heimatland um Leib und Leben fürchten müssten. Und die grosse



«Nicht einfach umdefinieren»: Justizministerin Sommaruga.



Harte Linie: SP-Nationalrat Gross.



«Auch das Volk ist fehlbar»: CVP-Fraktionschef Lombardi.



Hinter verschlossenen Türen: GLP-Ständerätin Diener.

Mehrheit der Politiker, vor dem Volk unterlegen, schloss sich ihnen gerne an. Der Volksentscheid soll völkerrechtlich umgebogen werden.

Die Crux mit dem zwingenden Völkerrecht

Einen verfolgten Freiheitskämpfer wegen einer Messerstecherei in seine Heimat zurückschaffen, wo ihm Folter droht? Das will auch die SVP nicht: Das Volk darf zwar gegen Völkerrecht verstossen – die neuere Regelung geht dann vor –, aber nicht zwingendes Völkerrecht verletzen. Nur: Niemand weiss, was unter zwingendem Völkerrecht genau zu verstehen ist. Die Grundlage der Völkerrechtler, das Wiener Übereinkommen über das Recht der Verträge von 1969,

zeichnet sich durch maximale Wolkigkeit aus: «Im Sinne dieses Übereinkommens ist eine zwingende Norm des allgemeinen Völkerrechts eine Norm, die von der internationalen Staatengemeinschaft in ihrer Gesamtheit angenommen und anerkannt wird als eine Norm, von der nicht abgewichen werden darf.» Alles klar?

In ihrer «Gesamtheit» nimmt die Staatengemeinschaft samt Nordkorea und Südsudan gar keine Norm an. Das *ius cogens*, also das zwingende Völkerrecht, lässt sich deshalb nur aus den am weitesten anerkannten Texten herleiten: aus dem Uno-Pakt und – in Europa – aus der Menschenrechtskonvention. Gestützt auf diese Dokumente hält das «ABC der Menschenrech-

te» des Auswärtigen Departements fest: «Welche Normen innerhalb der Menschenrechte zum *ius cogens* gehören, ist nach wie vor umstritten. Als weitgehend unumstritten gelten die Verbote von Völkermord, Sklaverei und Sklavenhandel sowie von Folter und Misshandlung.»

An solche Definitionen wollten sich auch die Verfasser der Durchsetzungsinitiative halten. Sie schlagen deshalb vor, in die Bundesverfassung zu schreiben: «Die Bestimmungen über die Landesverweisung und deren Vollzugsmodalitäten gehen dem nicht zwingenden Völkerrecht vor. Als zwingendes Völkerrecht gelten ausschliesslich das Verbot der Folter, des Völkermords, des Angriffskrieges, der Sklaverei so-



«Zu grosszügig»: CVP-Nationalrätin Hübner.



Atemberaubende Akrobatik: Völkerrechtsprofessor Kälin.

wie das Verbot der Rückschiebung in einen Staat, in dem Tod und Folter drohen.» (Suche die Unterschiede zur Liste des EDA!)

Nicht einmal das gestrenge Bundesamt für Justiz, das juristische Gewissen der Eidgenossenschaft, wandte etwas dagegen ein. Aber das Aussendepartement sprach das Veto aus: Dort sitzt, als linke Hand von Departementschef Burkhalter, der Staatswissenschaftler Jon Albert Fanzun, der sich als Menschenrechtsexperte seit Jahren für die Vereine Humanrights.ch und Unser Recht einsetzt. Die Umschreibung der SVP sei zu eng, zum zwingenden Völkerrecht gehöre auch das Verbot der unmenschlichen Behandlung (wie immer sie sich von der Folter unterscheidet), mäkelt das EDA. Und vor allem, sprach ihm Justizministerin Sommaruga beifallen nach: «Die Schweiz kann das zwingende Völkerrecht nicht einfach umdefinieren.» Denn gerade wer zwingendes Völkerrecht festschreibe, verstosse damit gegen zwingendes Völkerrecht.

Das Parlament liess sich von so viel Sophistik willig einschüchtern. Der Nationalrat erklärte den umstrittenen Absatz zum zwingenden Völkerrecht mit 110 zu 51 Stimmen für ungültig. In der Kommission des Ständerates wagte so SVP-Vertreter Peter Föhn nicht einmal mehr, einen Antrag auf Gültigkeit zu stellen.

Richter zähmen Volk

Ein nigerianischer Drogenhändler reist illegal in die Schweiz ein und führt hier sein kriminelles Business fort: Um diesen Fall korrekt zu lösen, also den Kriminellen nach Verbüßung seiner Strafe zurückzuschicken, brauchte es keine Ausschaffungsinitiative. Der Europäische Gerichtshof für Menschenrechte in Strassburg aber verurteilte die Schweiz. Denn der Nigerianer hatte in der Schweiz mit zwei Frauen drei

Kinder gezeugt und wollte seine Familien angeblich ab und zu sehen. Für die Hüter der Menschenrechte wog deshalb sein Wunsch auf Familienleben schwerer als das Bedürfnis des Schweizervolkes nach Sicherheit.

«Nicht selten widerstreben die Strassburger Urteile unserem Rechtsempfinden», schrieb deshalb letzte Woche in der NZZ der frühere Diplomat Paul Widmer, der die Schweiz 2007 bis 2011 in Strassburg vertreten hatte. Er erinnerte daran, dass die Schweiz dem Europarat erst 1963 beigetreten war und die Menschenrechtskonvention erst 1974 unterzeichnet hatte – gerade weil sie den Volkswillen in der einzigen direkten Demokratie Europas nicht von Räten und Richtern in Strassburg verbiegen lassen wollte: «Die eidgenössischen Kammern hätten die EMRK wohl nicht ratifiziert, wenn sie gewusst hätten, weshalb die Schweiz inskünftig verurteilt würde.»

Das konnten sie auch nicht wissen. Denn – es sei wiederholt – in der Konvention spricht nichts dagegen, einen kriminellen Ausländer in seine Heimat zurückzuschicken, falls ihm dort keine Gefahr für Leib und Leben droht und sofern es dafür eine Rechtsgrundlage gibt. Also spricht nach ihrem Wortlaut auch nichts gegen die Ausschaffungsinitiative, die immerhin vom Volk als Souverän abgeseget ist.

Das Problem allerdings liegt hier: Wie das Völkerrecht auszulegen ist, entscheidet nicht das Volksempfinden, sondern das Richterurteil. «Gewisse Verschiebungen müssen möglich sein, weil sich auch die elementaren zivilisatorischen Werte verändern können», sagte der Völkerrechtler Oliver Diggelmann im *Tages-Anzeiger*. Und wie sich diese Werte wandeln, wissen nur die Richter in Strassburg. Sie entwickeln deshalb – manchmal mit knappen Mehrheitsentscheidungen – die Menschenrechte von 800 Mil-

lionen Europäern nach eigenem Gutdünken «dynamisch» weiter (*Weltwoche* Nr. 26/14). Dem Verschieben der «elementaren zivilisatorischen Werte» schliessen sich in der Schweiz das Bundesgericht und die Bundesverwaltung eifrig an: Sie fühlen sich Strassburg verpflichtet, nicht dem Souverän, der ihnen unheimlich, da nicht immer gefügig ist. So machte die NZZ letzte Woche einen Bericht der Direktion für Völkerrecht zur Umsetzung der Masseneinwanderungsinitiative publik: Allein um Ausländern das von Strassburg durchgesetzte Recht auf Familienleben zu gewähren, müsse die Schweiz jährlich 30 000 bis 50 000 Personen Aufenthalt bieten. Völkerrecht bricht Landesrecht. So sehen es zumindest die Völkerrechtler.

Die entscheidende Frage, zu der sich die politische Auseinandersetzung in der Schweiz derzeit zuspitzt, lautet also: Wer entscheidet über die Gesetze, die in der Schweiz gelten? Volk und Stände? Oder Volksvertreter, Richter und Völkerrechtler, die ihr Völkerrecht gern so flexibel auslegen, dass es gegen unerwünschte Volksentscheide in Stellung gebracht werden kann?

Immer neue Finten

Diesen beweglichen Richtern, Professoren und Politikern sprach Ständerätin Verena Diener aus dem Herzen, als sie schimpfte, bei der Durchsetzungsinitiative gebe es keinen Spielraum, weder für das Parlament beim Umsetzen des Verfassungstextes ins Gesetz noch für die Gerichte beim Anwenden der Gesetze: Erstmals möchten Parlamentarier eine Volksinitiative für ungültig erklären, weil sie zu klar ist.

Als die SVP erkannte, dass der Bundesrat die Ausschaffungsinitiative nicht gemäss dem Auftrag des Volkes umsetzen will, schob sie die Durchsetzungsinitiative nach. Diese schreibt

wie ein Gesetz vor, bei welchen Delikten von a) wie vorsätzliche Tötung bis i) wie Widerhandlung gegen das Betäubungsmittelgesetz kriminelle Ausländer zwingend auszuschaffen sind. Das wäre tatsächlich ein Unding in der Bundesverfassung. Der Nationalrat rang sich deshalb dazu durch, die Ausschaffungsinitiative so streng wie vom Volk gewollt auszulegen, damit die SVP die Durchsetzungsinitiative zurückziehen kann. Ob diese Bestimmungen in der Verfassung oder im Gesetz stehen, tut aber nichts zur Grundsatzfrage: Die Schweiz hat dank der Ausschaffungsinitiative – noch klarer als bisher – die Grundlage für die «rechtmässigen Entscheide», die der Uno-Pakt über bürgerliche und politische Rechte verlangt, um kriminelle Ausländer auszuweisen.

Mit anderen Worten: Den von Politikern und Völkerrechtlern konstruierten Widerspruch zwischen der Ausschaffungsinitiative und dem Völkerrecht gibt es eigentlich gar nicht. Dass der Gegensatz trotzdem herbeigeredet wird, zeigt, wie willkürlich völkerrechtliche Bestimmungen zu innenpolitischen Waffen umgeschmiedet werden können.

Um den Volkswillen auszubremsen und die eigene Macht zu vergrössern, erfinden die Professoren und Politiker immer neue juristische Finten: «Staatliches Handeln muss im öffentlichen Interesse liegen und verhältnismässig sein», schreibt Artikel 5 der Bundesverfassung

vor. Dieser Artikel ist das neue Mantra der Demokratiegegner, die das Recht weiterhin nach eigenem Gutdünken auslegen wollen: Jede staatliche Handlung muss verhältnismässig sein – und nur sie sollen entscheiden, was verhältnismässig sei.

Diese Politiker betreiben selber am eifrigsten, was sie der SVP vorwerfen: Zwängerei.

Deshalb beantragte Andreas Gross (SP) im Nationalrat, die Durchsetzungsinitiative nicht nur teilweise, sondern ganz für ungültig zu erklären, weil sie das Verhältnismässigkeitsprinzip, also die Prüfung des Einzelfalls, und damit «Grundprinzipien des schweizerischen Verfassungsrechtes» missachte. Und darum widersetzt sich der Ständerat dem Nationalrat, der auf die harte Linie einschwenkte.

Seine Einflüsterer sind Berner Völkerrechtsprofessoren. Markus Müller schrieb vor zwei Wochen in der NZZ, auch nach der Annahme von «radikalen Initiativen» durch das Volk gingen die Diskussionen weiter: «Sie kreisen um die Frage, ob die neuen Verfassungsnormen wortgetreu umgesetzt werden können oder ob das Verhältnismässigkeitsprinzip der radikalen Stossrichtung im letzten Moment noch die Spitze bricht. Eine demo-

kratische Ungeheuerlichkeit? Nein!» Jörg Künzli und Walter Kälin gaben letzte Woche einen Aufsatz heraus, mit dem sie das Verhältnismässigkeitsprinzip gar zum «Bestandteil des zwingenden Völkerrechts» adeln wollen. Diese Frage, räumen die Autoren ein, sei bisher weder in der wissenschaftlichen noch in der politischen Diskussion aufgeworfen worden. Aber sie finden selbstverständlich mit atemberaubender Akrobatik die einzig richtige Antwort: Es gebe gute Gründe, Volksinitiativen, die Garantien von EMRK und Uno-Pakt «infolge von Automatismen in klar unverhältnismässiger Weise verletzen, in diesem Ausmass ganz oder teilweise für ungültig zu erklären». Das sollen die beiden Rechtsgelehrten in einer Anhörung nun auch der Kommission des Ständerates einbläuen.

Missbrauch

Fazit: Die Politiker, gedrängt von den Völkerrechtlern, lassen sich allerlei einfallen, um die direkte Demokratie «besser auszurichten», wie es Filippo Lombardi ausdrückt. So will Verena Diener eine neue Verfassungsbestimmung mit Rückwirkung erfinden, um Volksinitiativen wegen Rückwirkung für ungültig zu erklären. Diese Politiker, die das Recht verdrehen und missbrauchen, betreiben also selber am eifrigsten, was sie der SVP vorwerfen: Zwängerei. ○

Sparen mit jeder Seite – dank der HP Officejet Pro X Serie.

Make it matter.



Gestochen scharfe Ausdrücke in Laserqualität. Bis zu 50 % geringere Druckkosten.¹ HP hat das Tintenstrahldrucken für Unternehmen neu erfunden. Mit den HP Officejet Pro X Druckern erhalten Sie professionelle, schmierresistente Farbdokumente zu Druckgeschwindigkeiten auf Laserniveau – und das bei bis zur Hälfte der Kosten. Setzen Sie auf die Zukunft des Geschäftsdrucks. Den richtigen Officejet Pro für Sie finden Sie unter hp.com/officejetpro

HP Officejet Pro X

¹ Gilt für die Mehrzahl aller Farblaser-MFPs unter CHF 1'220.- (OJ Pro X Serie), unter CHF 610.- (OJ Pro 200 Serie) und unter CHF 490.- (OJ Pro 8000 Serie) (Stand: Oktober 2013) und die Mehrzahl aller Farblaserdrucker unter CHF 975.- (für OJ Pro X Serie) und unter CHF 370.- (für Serien 200 & 8000). Der Geschwindigkeitsvergleich wurde gemäss ISO 24734 Norm sowie dem laut Herstellerangaben schnellsten verfügbaren Farbdruckmodus ermittelt, basierend auf dem von IDC für das 2. Quartal 2013 gemeldeten Marktanteil.

Schaf im Wolfspelz

Christian Catrina ist einflussreicher Strategiechef im Verteidigungsdepartement. Er versucht erfolgreich, die Schweizer Armee international einzubinden und ihre Kampfkraft zu mindern. Chef Ueli Maurer lässt ihn gewähren – und sogar noch weiter aufsteigen. *Von Philipp Gut*

Er ist die graue Eminenz im Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport (VBS) und ein Mann mit vielen Titeln, wenn auch tiefen militärischen Graden (Fouriergehilfe, anschliessend Fachoffizier im Stabsteil des Nachrichtendienstes). Christian Catrina, Dr. phil. I, Botschafter, ist Chef Sicherheitspolitik und stellvertretender Generalsekretär. Den Chefposten – samt Botschaftertitel als Zugabe – hat er im Mai 2009 erklommen, damals hiess der VBS-Chef bereits Ueli Maurer. Unter dem SVP-Bundesrat stieg Catrina zwei Jahre später auch zum Vizegeneralsekretär auf.

Diese Karriere überrascht. Denn Christian Catrina war federführend an den einschneidenden Reformen beteiligt, die seit den neunziger Jahren Verteidigungsfähigkeit und Kampfkraft der Schweizer Armee konsequent geschwächt haben (*Weltwoche* Nr. 19/14, «Kahlschlag von oben»). Und seine Mission ist noch nicht zu Ende: Catrina schreibt bereits am nächsten sogenannten Sicherheitspolitischen Bericht. Dieser soll, wie es die vieldiskutierten Vorgängerberichte aus den Jahren 2000 und 2010 getan haben, die Weichen für die strategische Ausrichtung der Schweiz stellen. Eine Rückkehr zum Konzept der autonomen Verteidigung, das der unabhängige, neutrale Staat 150 Jahre lang erfolgreich praktiziert hat, ist nicht zu erwarten. «Sicherheit durch Kooperation», so heisst das Stichwort, das Chefdenker Catrina seit Jahren vorgibt. Daran soll sich möglichst nichts ändern.

«Sicherheitspolitische Debatte unnötig»

Widerspruch, ja nur schon eine öffentliche Diskussion über die existenzielle Frage der Landesverteidigung bleibt deshalb unerwünscht. In einem Aufsatz in der *Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitschrift* («Brauchen wir eine grosse sicherheitspolitische Debatte?») warnte Catrina bereits im Jahr 2006 davor, eine «sicherheitspolitische Grundsatzdiskussion» zu führen. Dazu seien die Bürger schlicht nicht fähig: «Das würde die Aufnahmefähigkeit der Bewohner der Schweiz strapazieren.» Darüber hinaus könne man sich fragen, «ob eine disputative Befassung mit sich selbst dazu geeignet ist, die Interessen des Landes in einem sich schnell wandelnden Umfeld zu wahren und zu mehren». Die Antwort gibt der Chefstrategie gleich selber: Eine öffentliche Debatte sei «unnötig». Sie enthielte gar «Risiken», weil sie «Anreize zur Polarisierung der sicherheitspolitischen Meinungslandschaft bieten würde und damit dem Bemühen zur Verbreitung des sicherheitspolitischen Konsenses



Störfaktor Stimmbürger: VBS-Spitzenmann Catrina.

abträglich wäre». Volk, Parlament, Parteien, Stimmbürger: Für Catrina sind das offensichtliche Störfaktoren.

Wer so denkt und spricht, sitzt an den Hebeln der Macht – und hat seine Ziele erreicht. Tatsächlich ist es Catrina und seinen Mitstreitern längst gelungen, die Schweizer Sicherheitspolitik in ihrem Sinn umzupolen. Heute hat die Schweiz keine Armee mehr, die sie im Ernstfall selber verteidigen könnte. Stattdessen streben die Berner Strategen die Einbindung in internationale Verbände – Nato, sogenannte *battle groups* der EU – an. Die «auf autonome Landesverteidigung ausgerichtete Sicherheitskonzeption» sei «angesichts der aktuellen Bedrohungslage nicht mehr plausibel», schreibt Professor Daniel Möckli, der wie Catrina die Zürcher Schule der Strategietheorie absolviert hat und heute persönlicher Berater von Bundesrat Didier Burkhalter ist.

«Geheime Absichten»

Dabei sitzen die Internationalisten so fest im Sattel, dass sie öffentlich abzustreiten wagen, was sie öffentlich verkünden. «Es ist nicht ganz klar», schreibt Catrina im zitierten Artikel, «wie ernsthaft gewisse Kreise Bundesrat, VBS und Armee wirklich geheimer Absichten (z. B. Annäherung an Nato, Vernachlässigung der Neutralität) verdächtigen. Sicher ist aber, dass es nicht möglich sein wird, jene, die das wirklich annehmen, vom Gegenteil zu überzeugen [...]» Vertrauen werde nicht durch Beteuerungen gestärkt, «sondern durch die Übereinstimmung von Worten und Taten, die über Jahre hinweg überprüfbar ist».

Machen wir die Probe aufs Exempel. Der Befund wird selbst Autor Catrina überraschen. Denn die von ihm erwähnten internationalistischen «Absichten» sind erstens nicht geheim. Und sie sind zweitens nicht bloss Absichten.

Der Bündner Catrina hat in Chur das Lehrerseminar besucht und in Zürich Soziologie, politische Wissenschaft und Publizistik studiert – «mit Schwerpunkt auf Rüstungsbeschränkung und Abrüstungsfragen» (VBS). Diesem Schwerpunkt ist Catrina während seiner langen Beamtenkarriere treu geblieben. Während einer Vorlesung im Sommersemester 1980 habe er ungefragt seine Solidarität mit den Protagonisten der Jugendunruhen bekundet, sagt ein ehemaliger Professor. Das wäre an sich nicht erstaunlich, viele Studenten tanzten am linksextremen Rand. Erstaunlich ist, dass ein Mann wie Catrina innerhalb des Militärdepartements seine Ideen ungehindert umsetzen konnte. Nach einer Dissertation beim Politologen Daniel Frei – wieder über ein Abrüstungsthema – trat Catrina 1987 ins Verteidigungsdepartement ein, wo er bis heute geblieben ist.

Das Take-off seiner Laufbahn kam mit dem sogenannten Brunner-Bericht aus dem Jahr 1998, der die sicherheitspolitischen Grundlagen

der Schweiz umkremelte. Christian Catrina war der Sekretär der Kommission – ein Karriere-sprungbrett, das ihm der damalige EMD-Chef Adolf Ogi (SVP) zur Verfügung stellte. Die souveräne und autonome Verteidigung wurde mit dem Brunner-Bericht aufgegeben. Darin heisst es: «Wenn wir unsere Sicherheit besser gewährleisten wollen, ist Zusammenarbeit mit unseren Nachbarn sowie den atlantischen und europäischen Organisationen notwendig. Gegen manche Gefahren können wir uns nicht im Alleingang schützen. Die Kommission begrüsst, dass der Bundesrat den Beitritt zur EU zum strategischen Ziel erklärt und durch die Partnerschaft für den Frieden einen Weg zur Kooperation mit der Nato gefunden hat. Je aktiver unsere Rolle ist, umso besser können wir unsere Meinung einbringen, unsere Interessen wahren und unsere Sicherheit gewährleisten.»

Doch mit der Nato-Partnerschaft für den Frieden gaben sich die Kommission und ihr federführender Sekretär Catrina nicht zufrieden. Sie forderten «wenn nicht einen Beitritt, so doch eine Assoziation gleicher Art». Denn der Gleichschritt mit der Nato sei längst Tatsache: «Wir haben uns, neben der Teilnahme an der Partnerschaft für den Frieden, auch in unseren Strukturen, unserer Doktrin und unserer Rüstung bereits der Nato angenähert.»

Statt die Schweiz gegen Bedrohung wirksam zu rüsten, betreibt er das Geschäft der Abrüstung.

Die «Annäherung» an die Nato ist also keine Verschwörungstheorie nationalkonservativer Kreise, wie Catrina tatsachenwidrig behauptet. Der von ihm redigierte Brunner-Bericht beschreibt diese Annäherung als Fakt und fordert eine noch weiter gehende Anbindung.

Auch die zweite Behauptung Catrinas, wer eine bewusste «Schwächung der Neutralität» diagnostiziere, sehe Gespenster, erweist sich zweifelsfrei als falsch. So heisst es im Brunner-Bericht, die Neutralität müsse «im Licht der neuen Realitäten revidiert und angepasst werden». Und: «Die Unvereinbarkeit zwischen unserer gegenwärtigen Auffassung der Neutralität und einem Engagement in der einen oder anderen sicherheitspolitischen Organisation wird von uns in den kommenden Jahren eine klare Entscheidung verlangen.» Die Mittel müssten dabei von der Zielsetzung diktiert werden. Langfristig könne diese «Zusammenarbeit» dazu führen, die Neutralität «aufzugeben». Die Neutralität dürfe die Schweiz nicht daran hindern, die Kooperation mit der Nato und anderen internationalen Partnern «auszubauen». Deutlicher kann man es nicht sagen.

Der Brunner-Bericht wurde denn auch folgerichtig von der Gruppe für eine Schweiz ohne Armee (GSoA) bejubelt: Ähnlich wie die Kommission begrüsse die GSoA «mit Genug-

tuung die Herausbildung eines «Sicherheitsraumes» in Europa». Auch der Kahlschlag bei Truppe, Waffen, Ausrüstung und die faktische Aufgabe der Verteidigungsfähigkeit stiessen auf Begeisterung: «Wie die Studienkommission empfiehlt auch die GSoA eine «Umorientierung und Anpassung unserer Armee und ihrer Rüstung entsprechend den neuen Prioritäten.» Die von der Brunner-Kommission leider nicht genannten Konsequenzen dieser neuen Prioritäten hiessen «vollständige Abrüstung und Abschaffung der Armee».

Funktion eines Bulldozers

Der Brunner-Bericht ist nicht wirkungslose Fantasie geblieben, sondern zur Grundlage jener Abbauschritte geworden, die seither die Armee bewusst von oben demontiert haben. Das weiss keiner besser als Christian Catrina. Mit Ueli Maurer dient der flexible Strategieführer nach Arnold Koller, Kaspar Villiger, Adolf Ogi und Samuel Schmid bereits dem fünften Herrn. Vielleicht ist es aber auch umgekehrt: Die Herren dienen ihm.

Wer Catrinas Schriften genau liest, stellt jedenfalls fest, dass er sich seiner führenden Rolle sehr wohl bewusst ist – und dass er sie gemäss seinem eingangs geschilderten autoritär-gouvernantenhaften Politikverständnis ausfüllt. An einem wissenschaftlichen Genfer Kolloquium im Jahr 2008 sagte er, es gehe darum, für die Weiterentwicklung der schweizerischen Sicherheitspolitik eine tragfähige politische Basis zu identifizieren und gleichzeitig Politik und Öffentlichkeit auf diese Weiterentwicklung vorzubereiten. Unter seinesgleichen sprach Catrina Klartext: «Die Aufgabe umfasste also die Funktionen eines Aufklärers (in der ganzen Mehrdeutigkeit dieses Begriffs) und eines Schneepfluges oder gar eines Bulldozers. Es ging darum, einen möglichen gangbaren Pfad zu erkennen und ihn so zu verbreitern, dass er nachher in normalen Prozeduren (Verfassen eines sicherheitspolitischen Berichts, gefolgt von einem Armeeleitbild) zu einer Strasse ausgebaut werden konnte.» Es gelte, die «Parolen aus der revolutionären Zeit» so fest zu etablieren, dass sie «nur noch langweilig erscheinen».

Die Frage bleibt, weshalb auch Bundesrat Maurer immer noch auf die Dienste des überzeugten Internationalisten setzt. Sein Chefstrategie ist so etwas wie ein Schaf im Wolfspelz: Statt die Schweiz gegen Bedrohung wirksam zu rüsten, betreibt er das Geschäft der Abrüstung. «Catrinas Stärke ist die Schwäche der anderen, auch des politischen Chefs», sagt ein intimer Kenner des VBS. Maurer habe auf Catrinas Know-how, seine Erfahrung, sein Netzwerk nicht verzichten wollen. Er habe es verpasst, zu Beginn seiner Amtszeit reinen Tisch zu machen und sich mit Leuten zu umgeben, die vorbehaltlos zur bewaffneten Neutralität stehen. Dieses Führungsvakuum nutze keiner so geschickt aus wie Botschafter Dr. Catrina. ○



Vorpreschen und Taktieren: Bundesrätin Widmer-Schlumpf.

Asketin der Macht

Beim Geldwäschereigesetz hat Eveline Widmer-Schlumpf eine Niederlage einstecken müssen. Doch das ist nur eine Fussnote zu ihrem grossen Umbau des Finanzplatzes. Entscheidend wird das Jahr 2015 sein. Die Finanzministerin geht geschickt vor. *Von Florian Schwab*

Vor einem Jahr erlebte Finanzministerin Eveline Widmer-Schlumpf (BDP) im Parlament Schiffbruch mit der «Lex USA», die sie im Hauruckverfahren durch das Parlament zu peitschen versuchte. Letzte Woche hat nun das Parlament der Bundesrätin erneut einen Strich durch die Rechnung gemacht: Die Verschärfung des Geldwäschereigesetzes, die auch ein Bargeldverbot für Transaktionen über 100 000 Franken beinhaltete, wurde im Nationalrat abgelehnt. Die Ablehnung, so monierte die SP in einer Medienmitteilung, war einer Dreierallianz von Genfer Juristen zu verdanken: Neuparlamentarier Guillaume Barazzone (CVP), FDP-Mann Christian Lüscher und Yves Nidegger (SVP). Man rechnet damit, dass Widmer-Schlumpfs Leute den hauchdünnen Entscheid im zweiten Durchgang in der Herbstsession umkehren werden, indem sie einige CVPler auf ihre Seite ziehen.

Interessant ist, dass die Bundesrätin die Debatte teilweise mit falschen Argumenten führte. So verlangen die internationalen Geldwäschereivorschriften keineswegs ein Verbot von Bar-Transaktionen. Auch Eveline Widmer-Schlumpfs Warnung, die Schweiz könnte

Die Bundesrätin führte die Debatte teilweise mit falschen Argumenten.

auf eine schwarze Liste geraten, verdingt nicht. Der Zürcher Anwalt Alexander Rabian, der den Verband Schweizerischer Vermögensverwalter (VSV) berät, stellt klar: «Eine solche schwarze Liste gibt es gar nicht.»

Als am vergangenen Mittwoch der Vernehmlassungsentwurf für das Finanzdienstleistungsgesetz (Fidleg) trotz Vorankündi-

gung auf sich warten liess, wurde sogar gemunkelt, Widmer-Schlumpf sei im Bundesrat aufgelaufen. Ist da Sand im Getriebe bei der gutgeöhlten Gesetzgebungsmaschine des Finanzdepartements? Versagt gar der Bundesrat Eveline Widmer-Schlumpf die Gefolgschaft? Die *Weltwoche* hat sich in Bern unter Parlamentariern, Interessenvertretern und Verwaltungsinsidern umgehört.

Berüchtigtes taktisches Geschick

Die Finanzministerin, das bestreitet niemand, ist eine talentierte Politikerin. Sie gilt als überaus dossierfest und hat das Kunststück fertiggebracht, als Vertreterin einer Splitterpartei in den Bundesrat wiedergewählt zu werden. Ihr taktisches Geschick ist innerhalb und ausserhalb des Regierungsgremiums berüchtigt. Bereits ihre Wahl in den Bundesrat im Jahr 2007, anstelle von Christoph Blocher (SVP),

zeigte einen starken Willen zur Macht. Sie beherrscht die Klaviatur des politischen Kampfes.

Eine Kostprobe ihrer Medientaktik servierte Widmer-Schlumpf vor zehn Tagen. Die Bundesrätin gibt keine Interviews ohne äusseren Anlass. Sie schafft regelmässig vollendete Tatsachen, bevor sie ein Geschäft in den Bundesrat bringt. In der *Sonntagszeitung* lancierte die Bundesrätin in aller Öffentlichkeit die Idee einer Wahlmöglichkeit für Steuerzahler: Bankkunden im Inland sollen in Zukunft ihre Bank ermächtigen dürfen, Zinsauszüge direkt an das Steueramt zu schicken, anstatt wie bisher den Weg über die (anonyme) Verrechnungssteuer zu gehen. Mit dem steuerlichen Bankkundengeheimnis wäre es für die betreffenden Kunden vorbei. Nicht umsonst ist das Thema also politisch brisant. Das weiss auch Widmer-Schlumpf – ihre Kommunikationschefin stellte auf Nachfrage dieser Zeitung klar, dass der Vorschlag nicht die Haltung des Bundesrates widerspiegeln.

Anliegen der Grossbanken

Der Abschied von der Verrechnungssteuer in der bekannten Form war, wie die *Weltwoche* Mitte Mai publik machte, in der Expertenrunde von Aymo Brunetti ausgegoren worden. Der Berner Volkswirtschaftsprofessor und ehemalige Seco-Beamte ist Widmer-Schlumpfs Vertrauensmann für Fragen zur Zukunft des Finanzplatzes. Damals prognostizierte der Parlamentarier, es werde nicht lange dauern, und Widmer-Schlumpf tauche in der Kommission auf und präsentiere den Vorschlag als Gebot der Vernunft. So ist es dann auch am vergangenen Montag geschehen: In der Kommission für Wirtschaft und Abgaben (WAK) des Ständerates, zu deren Sitzung auch die Mitglieder der nationalrätlichen WAK eingeladen waren, rührte Widmer-Schlumpf die Werbetrommel für ihre Reform der Verrechnungssteuer. Wie Nachforschungen zeigen, hat sich die *Weltwoche* in der Annahme geirrt, dass der Vorschlag eine ureigene Idee Widmer-Schlumpfs ist: Nach übereinstimmenden Aussagen zweier Mitglieder der Brunetti-Kommission ist das Thema ein Anliegen der Grossbanken, welche die Verrechnungssteuer als Fremdkörper in der neuen Welt des automatischen Informationsaustauschs betrachten.

Noch immer ist der Systemwechsel nicht vom Bundesrat beschlossen, doch schon wirft Widmer-Schlumpf durch ihr öffentliches Vorpreschen ihr ganzes Gewicht in die Waagschale. Will der Bundesrat sie nicht blossstellen, muss er brav folgen. So war es am Ende auch mit dem Finanzdienstleistungsgesetz. Allerdings fiel der Entscheid erst am Freitag statt wie erwartet am Mittwoch – der Bundesrat habe es der Finanzministerin diesmal nicht so einfach wie sonst gemacht, berichten verwaltungsnahe Quellen. Mit ihren Finanzmarkt-

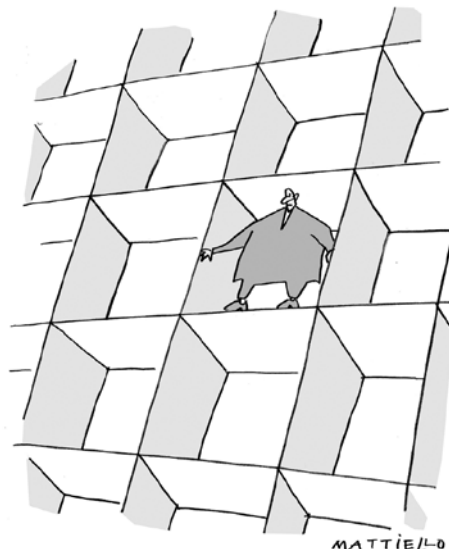
reformen will Widmer-Schlumpf die EU-Regulierung auf die Schweiz anwenden. Kritiker befürchten, dass wichtige Stärken des Schweizer Modells preisgegeben werden: schlanke Regulierung und Chancen auch für kleinere Anbieter. Bürgerliche Kollegen im Bundesrat bezweifelten, dass man von der EU im Gegenzug tatsächlich Vorteile beim Marktzutritt für Schweizer Finanzdienstleister zugestanden bekäme. Der Verband Schweizerischer Vermögensverwalter schrieb, es werde ein «bürokratisches Monstrum in die Welt gesetzt».

Der Bundesrat ist Widmer-Schlumpfs treueste Bastion. Man nimmt ihr das Vorpreschen und das Taktieren hier offenbar kaum übel – die Vorschusslorbeeren, die sie als Anti-Blocker in den sogenannten Mitteparteien erhalten hat, gelten im Siebnergremium noch. Die bürgerlichen Kollegen zögen es vor, hört man, das Parlament die Arbeit machen zu lassen. So haben bei der Revision des von Widmer-Schlumpf verantworteten Kollektivanlagengesetzes National- und Ständerat kaum einen Stein auf dem anderen gelassen.

Widmer-Schlumpfs Vorgehen fügt sich zu folgendem Bild: Die von Natur aus misstrauische Magistratin vertraut auf einen recht eingeschränkten Beraterkreis. Dazu gehören neben Aymo Brunetti sicher der Chef der

Die von Natur aus misstrauische Magistratin vertraut auf einen eingeschränkten Beraterkreis.

Steuerverwaltung, Adrian Hug, und der Chef der Eidgenössischen Finanzverwaltung und frühere Gewerkschafter Serge Gaillard. Im Finanzdepartement fehle, so sehen es Insider, der Blick für das grosse Ganze. Das Know-how und die Interessen seien sehr fragmentiert und disparat. Grosse Reformvorhaben würden aus der Verwaltungsperspektive und ohne politisches Augenmass in Angriff genommen – wo sich die betroffene Branche äussern kann,



Fachmann.

da wird nur auf die Stimme der Grossen gehört.

Bei der Frage, was die politische Essenz von Widmer-Schlumpf sei, gehen die Meinungen auseinander. Sie selber hat wiederholt kundgetan, «das Beste für die Schweiz» zu wollen. Einige Kenner sind der Ansicht, dass sich Widmer-Schlumpf von ihren Beamten antreiben lasse und nicht besonders tief aus sich selber schöpfe. Andere wiederum sehen in ihren Reformen die Handschrift einer überzeugten Etatistin, die im Staat die Lösung aller Probleme suche. Aussagekräftig ist eine Episode aus dem Jahr 2009. Widmer-Schlumpf war damals noch Justizministerin. Nachdem der damalige Finanzminister Hans-Rudolf Merz (FDP) die Unverbrüchlichkeit des Bankkundengeheimnisses betont hatte, ging seine Bundesratskollegin in die Offensive. «Bankgeheimnis: Widmer-Schlumpf nimmt Merz das Heft aus der Hand», schrieb der *Tages-Anzeiger*. Ohne den Entscheid des Bundesrats abzuwarten, hatte die Justizministerin in Washington angekündigt, in Zukunft bei «grober Steuerhinterziehung» Amtshilfe leisten zu wollen. Kurz danach war die Bündnerin Finanzministerin.

Zugeständnisse gegen Opfer

Mit diesem Bruch der Kollegialität offenbarte Widmer-Schlumpf früh, wie sie sich die Finanzmarktregulierung vorstellt. Seither rollt der Stein in die von ihr gewünschte Richtung. Die nächsten Etappen kommen im Jahr 2015: die Gesetze zum automatischen Informationsaustausch, zur Unternehmenssteuerreform III, das Finanzdienstleistungsgesetz, um die wichtigsten zu nennen. Widmer-Schlumpf versteht sich darauf, Mehrheiten zu organisieren und Zugeständnisse beim einen Vorhaben mit Opfern bei anderen Vorhaben zu verbinden. So soll sie Basler Politikern in Aussicht gestellt haben, dass bei der Unternehmenssteuerreform III die Möglichkeit für sogenannte Patentboxen geschaffen wird, falls die Basler sie in den anderen Vorhaben unterstützen. Von steuerlich begünstigten Patenten würde die Basler Industrie stark profitieren.

Beim Thema Bankkundengeheimnis im Inland lockt Widmer-Schlumpf derweil Mitte-Parlamentarier mit dem Argument, der Systemwechsel würde die befürchteten Steuerausfälle der Unternehmenssteuerreform teilweise kompensieren. Dadurch könnte man auf schmerzhaft ersparungen in anderen Bereichen verzichten.

Man sieht: Das Finanzdepartement ist in voller Fahrt, und die Ausgangslage für den weiteren Umbau des Finanzmarkts und des Steuerrechts in die von Widmer-Schlumpf gewünschte Richtung ist gut. Die Frage ist, ob die zuständige Bundesrätin noch im Amt ist, wenn die Ernte in der zweiten Jahreshälfte 2015 eingefahren werden soll. ○

Die grosse Wanderung

Die Schweiz erlebt eine fünfmal so grosse Nettozuwanderung pro Einwohner wie der EU-Durchschnitt. Neuste Zahlen zeigen das Ausmass. Dass eine Mehrheit der Schweizer die Zuwanderung wieder selber steuern und begrenzen will, hat einen realen Hintergrund. *Von Peter Keller*



Der ausländische Bevölkerungsanteil wächst im Rekordtempo.

Der Migrationsdruck ist ungebrochen: 2013 wanderten insgesamt 155 401 Ausländerinnen und Ausländer neu in die Schweiz ein. Abzüglich jener ausländischen Personen, die im gleichen Zeitraum das Land wieder verlassen haben, betrug die Wanderungsbilanz letztes Jahr plus 81 087. Damit wuchs die Bevölkerung in der Schweiz allein innerhalb von zwölf Monaten um die Grösse der Stadt St. Gallen.

Nicht erst seit dem Ja zur Masseneinwanderungsinitiative beschäftigt die Migration die öffentliche Debatte. Wie aber steht die Schweiz im Vergleich da? Gibt es einen ähnlich hohen Migrationsdruck in anderen Staaten? Ist die schweizerische Debatte geleitet von diffusen Ängsten, oder lässt sich das Unbehagen mit Hilfe von Daten und Erhebungen erhärten? Wie hoch sind die Ausländerquoten in der EU-28? Wie sieht die Nettomigration in benachbarten Ländern aus? Welchen Einfluss hatte die schritt-

weise Einführung der Personenfreizügigkeit auf die Zuwanderung in die Schweiz?

Hunderttausende von Einbürgerungen

Das Abkommen über die Personenfreizügigkeit (PFZ) mit der EU hat zu einem gestaffelten Schub der Zuwanderung geführt (siehe Tabelle rechte Seite). Zuerst bezog sich das Abkommen nur auf die «alten» EU-Staaten (EU-15) und war noch an Kontingente gebunden. Ab dem 1. Juni 2007 wurde die volle Freizügigkeit gewährt, was fast zu einer Verdoppelung der Nettozuwanderung innerhalb eines Jahres führte: von 31 678 (2000) auf 49 705 (2006) und schliesslich 83 439 (2007). Im Jahr nach der Finanzkrise (2008) erreichte die Nettozuwanderung ihren vorläufigen Höhepunkt mit einem Plus von 103 140 Ausländern.

Als es um die Einführung der Freizügigkeit ging, war von solchen Szenarien keine Rede. In

seinen Erläuterungen zur Volksabstimmung vom 21. Mai 2000 beruhigte der Bundesrat: «Wie die Erfahrungen in der EU zeigen, sind die Ängste [...], die Einwanderung aus EU-Staaten in die Schweiz werde stark zunehmen, nicht begründet: In Wirklichkeit sind die Wanderungsbewegungen innerhalb der EU gering.» Die Schweizer Regierung ging von höchstens 10 000 zusätzlichen Einwanderern aus dem europäischen Raum aus. Eine fatale Fehleinschätzung: Allein im letzten Jahr sind zusätzlich 53 049 Personen aus der EU/Efta in die Schweiz gekommen.

Die enorme Zuwanderung hat sich auch auf die absolute Bevölkerungsgrösse ausgewirkt. Ende 2012 befanden sich rund 1,87 Millionen Ausländer in der Schweiz. Im Jahr 2000 waren es noch gut 1,4 Millionen gewesen. Diese hohe Zahl ist umso bemerkenswerter, als gleichzeitig Hunderttausende Ausländer eingebürgert

wurden: Zwischen 2005 und 2012 erwarben 325 668 Ausländer das Schweizer Bürgerrecht. Das sind pro Jahr über 40 000 Neubürger. Zum Vergleich: Vor zwanzig Jahren erhielten lediglich 13 739 Personen den Pass (1994). Faktisch erhalten heute rund dreimal mehr Ausländer pro Jahr das Schweizer Bürgerrecht – und trotzdem wächst der ausländische Bevölkerungsanteil im Rekordtempo.

Rumänen suchen ihr Glück

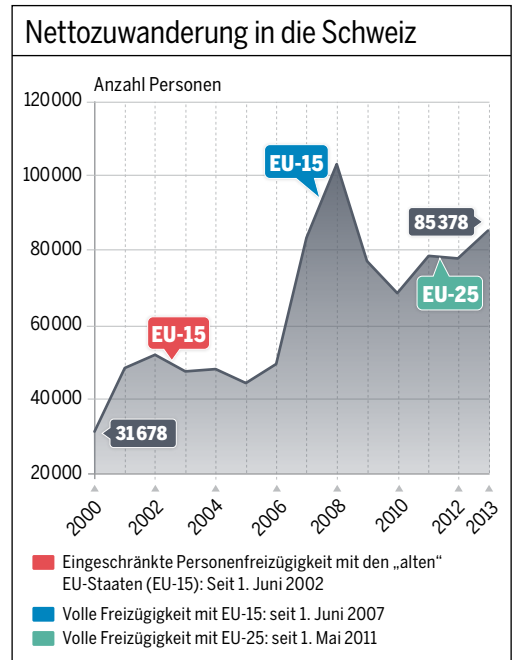
Die Idee der Personenfreizügigkeit ist eine im Labor der EU geschaffene Konstruktion. Ein Vergleich zeigt, dass das Abkommen für die betroffenen Staaten sehr unterschiedliche Situationen schuf. Die absoluten Zuwanderungszahlen sind dabei wenig aussagekräftig. Aufschlussreicher ist die Berechnung und Gegenüberstellung der Nettozuwanderungsquote: Wie hoch ist die Migration bezüglich der ständigen Wohnbevölkerung eines Landes?

2012 wanderten zusätzlich 66 400 Ausländer in die Schweiz ein. Das ergibt eine Migrationsquote pro 1000 Einwohner von 8,3 (Beispielrechnung: Nettozuwanderung +66 400 geteilt durch Gesamtbevölkerung 8 039 100 mal 1000). Berechnet man die gleiche Rate für die EU, ergibt sich der Wert 1,8. Mit anderen Worten: Die Nettozuwanderungsquote für die

Schweiz ist fast fünfmal so gross wie im europäischen Durchschnitt. Damit erklärt sich auch die unterschiedliche Intensität der Migrationsdebatten. Während die Schweizer Bevölkerung jährlich um rund 1 Prozent wächst aufgrund der Zuwanderung, bewegt sich Frankreich auf einem ganz anderen Niveau: Die Nettomigrationsrate beträgt dort gerade einmal einen Zehntel derjenigen der Schweiz.

Im Vergleich ergeben sich interessante Ausreisser. Eine regelrechte Zuwanderungsvollbremse erlebte Irland mit der Finanzkrise. In Rumänien nutzten viele Menschen den Beitritt zur Europäischen Union, um ihr Glück im Westen zu suchen. Waren anfänglich Spanien und Italien ihr Hauptziel, rückt jetzt Deutschland ins Zentrum – wobei dort vor allem das Phänomen der «Armutsmigranten» zu reden gibt: Rumänen, die versuchen, direkt an Sozialleistungen zu kommen, ohne je in Deutschland gearbeitet zu haben.

Selbst Österreich, das ungleich exponierter liegt, was die Zuwanderung aus dem Balkan betrifft, kommt nicht einmal auf eine halb so grosse Migrationsrate wie die Schweiz. Das gilt auch für Italien. Hier offenbart sich eine grosse Diskrepanz zwischen der öffentlichen Wahrnehmung und den tatsächlichen Zahlen: Obwohl Italien als Migrationsbrennpunkt



gilt, beträgt die Nettozuwanderungsrate gerade einmal 4,7 (Durchschnitt der Jahre 2007–2012), während die Schweiz auf 9,1 kommt. Geradezu bizarr ist die Situation bei den Asylgesuchen: Italien hat 2013 lediglich 470 Gesuche pro Million Einwohner entgegengenommen, während der europäische Durchschnitt bei 960 Gesuchen pro Million liegt. Die Schweiz, die eigentlich von sicheren Drittstaaten umgeben ist, kommt im gleichen Jahr auf rund 2600 Gesuche pro Million.

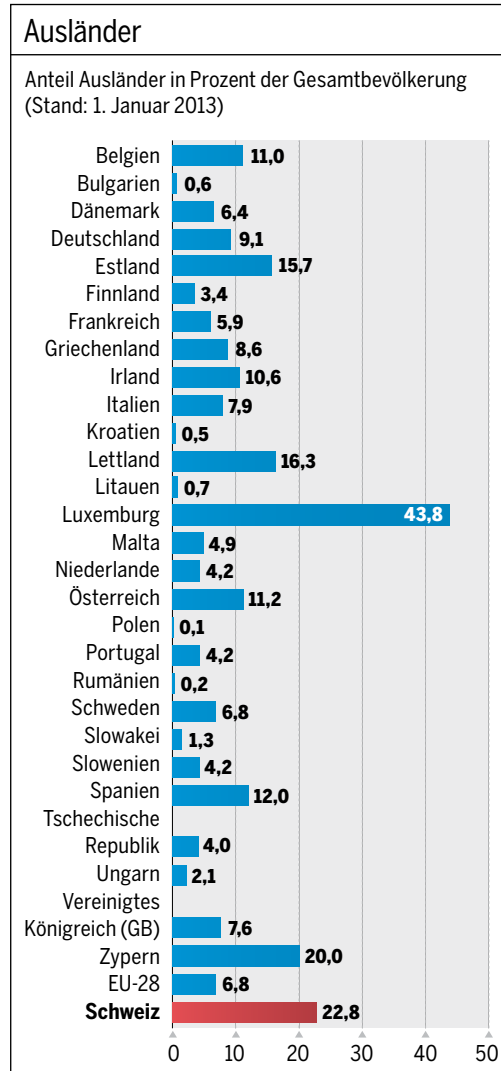
Migrationskritik ist nachvollziehbar

Neben der Freizügigkeit mit der EU ist die Asylschiene der zweite grosse Migrationsfaktor. Zwar bilden die Zuwanderer aus den EU-/Efta-Staaten nach wie vor die grösste Gruppe, die Zusammensetzung der ausländischen Bevölkerung hat sich jedoch markant verändert: Die Einwanderer kommen aus immer entfernter liegenden Regionen. So ist der Anteil der Personen aus aussereuropäischen Ländern von 6 Prozent (1980) auf 14,8 Prozent (2012) gestiegen, während jener der Personen aus den Nachbarländern der Schweiz von 65 Prozent auf 39 Prozent zurückgegangen ist. «Dass sich die Migrationsströme globalisiert haben, liegt auch an der hohen Zahl von Asylgesuchen», ist dem Statistischen Jahrbuch 2014 zu entnehmen. Zwischen 1990 und 2000 wurden teilweise über 40 000 Gesuche pro Jahr gestellt. 2012 lag die Zahl bei rund 28 600.

Die Wachstumsraten der Schweizer Bevölkerung lagen zwischen 1980 und 1990 im Durchschnitt bei 0,6 Prozent, in den neunziger Jahren bei 0,7 Prozent und seit 2000 bei 0,9 Prozent, wobei seit 2007 die 1-Prozent-Marke erreicht oder überschritten wurde. Dass eine Mehrheit der Schweizer Bevölkerung die Zuwanderung wieder steuern möchte, hat einen realen Hintergrund: Das zeigen die Vergleiche mit den EU-Staaten und die absoluten Zahlen.

Zuwanderung						
Rate der Nettozuwanderung pro 1000 Einwohner						
Staat	2007	2008	2009	2010	2011	2012
Belgien	5,5	5,9	5,9	12,4	6,3	4,3
Bulgarien	-2,3	-2,4	-2,5	-2,4	-0,7	-0,3
Dänemark	3,7	4,6	2,8	3,0	2,4	3,0
Deutschland	0,5	-0,7	-0,1	1,6	3,4	4,9
Estland	-2,1	-1,5	-1,6	-2,8	-2,9	-2,8
Finnland	2,6	2,9	2,7	2,6	3,1	3,3
Frankreich	1,2	0,9	0,5	0,6	0,5	0,6
Griechenland	3,3	-0,2	-1,5	-5,9	0,4	-4,0
Irland	16,9	3,7	-4,2	-5,6	-7,4	-7,6
Italien	7,5	6,1	3,6	3,4	1,3	6,2
Kroatien	2,1	1,4	0,2	-1,0	-0,9	-0,9
Lettland	-3,6	-10,3	-16,1	-17,0	-9,7	-5,8
Litauen	-6,7	-5,1	-10,1	-25,2	-12,6	-7,1
Luxemburg	12,5	15,8	13,2	15,1	21,2	18,9
Malta	3,8	5,7	5,6	0,2	4,0	7,4
Niederlande	-0,1	1,9	2,3	2,0	1,8	0,8
Österreich	4,1	4,1	2,5	3,3	0,3	5,2
Polen	-0,5	-0,4	0,0	-0,1	-0,1	-0,2
Portugal	2,1	0,9	1,5	0,4	2,3	-3,6
Rumänien	-21,9	-8,0	-5,4	-2,4	-2,4	0,8
Schweden	5,9	6,0	6,7	5,3	4,8	5,4
Slowakei	0,4	0,4	-0,1	-0,9	0,5	0,6
Slowenien	7,1	9,2	5,6	-0,3	1,0	0,3
Spanien	17,2	9,5	3,0	1,6	1,4	-3,0
Tschechische Republik	7,7	6,5	2,4	1,4	1,6	1,0
Ungarn	1,4	1,6	1,7	1,2	1,3	1,6
Vereinigtes Königreich (GB)	4,9	4,1	3,8	4,2	3,4	2,5
Zypern	19,9	21,1	22,0	19,2	21,3	-0,7
EU-28	3,1	2,4	1,4	1,5	1,4	1,8
Schweiz	9,4	12,1	8,8	7,7	8,3	8,3

Verhältnis der Nettozuwanderung zur durchschnittlichen Bevölkerung, ausgedrückt pro 1000 Einwohner.



Filz im Wasser

Zwei junge Schwimmer dürfen an den Youth Olympic Games für die Schweiz starten. Doch Swiss Swimming selektioniert nicht die beiden schnellsten. Der Verband bevorzugt den Sohn des eigenen Leistungssportchefs. *Von Christoph Landolt*



Die richtigen Kontakte: Steffen Liess, Chef Leistungssport von Swiss Swimming.

Wurde das Goal zu Recht aberkannt? War die rote Karte angemessen, das Foul wirklich penaltywürdig? Fussball ist, das beweisen viele strittige Entscheide an der WM, kein exakter Sport. Mancher bevorzugt da andere Sportarten, wo der Schiedsrichter keinen Einfluss hat.

Zum Beispiel das Schwimmen. Hier ist der Mann mit der Stoppuhr in der Hand längst von einer unbestechlichen Technik verdrängt worden. Anschlagmatten am Poolrand senden bei der geringsten Berührung ein Zeitsignal. Hundertstelsekundengenau.

Doch das heisst nicht, dass nun nicht mehr über Unsportlichkeit diskutiert werden müsste, wie ein Entscheid zeigt, der derzeit die Schwimmszene aufwühlt. Es geht um die Youth Olympic Games, die in der zweiten Augusthälfte in Nanjing, China, stattfinden. Der Verband Swiss Swimming darf je zwei junge Frauen und Männer entsenden.

Die Kriterien scheinen klar: Qualifizieren können sich Athleten der Jahrgänge 1996 bis 1999, die an einem offiziellen Wettkampf die Zeitlimits des internationalen Schwimmverbands Fina unterbieten. Falls mehr als zwei Schwimmer das Limit schaffen, werden gemäss Regelwerk jene «mit den höchsten Punktwerten gemäss der aktuellen Fina-Punktliste zur Selektion vorgeschlagen». Die Fina-Punkte, die auf Basis der Weltrekorde be-

rechnet werden, erlauben den Vergleich zwischen den einzelnen Schwimmarten und -strecken. Wer wie viele Punkte erzielt hat, ist auf der Website des Verbands einsehbar: Der beste junge Schweizer heisst Luca Pfyffer und weist 825 Punkte auf. Die Nummer zwei ist Patrik Schwarzenbach mit 816 Punkten. Auf Rang drei folgt ein gewisser Nils Liess mit 808 Punkten. Klare Entscheidung, würde man meinen.

DDR-Vergangenheit

Doch der Verband schickt Pfyffer und Liess nach Nanjing. Nicht den Besten und den Zweitbesten also, sondern den Besten und den Drittbesten. Das hat Adrian Andermatt, Nachwuchschef von Swiss Swimming, gegenüber den betroffenen Sportlern verkündet. Wie ist das möglich? Auf Anfrage der *Weltwoche* sagt Andermatt: «Da wir noch nichts gegen aussen kommuniziert haben, kann ich auch keine Fragen dazu beantworten.»

Die Entscheidung ist brisant, denn der bevorzugte Nils Liess ist nicht irgendwer. Er ist der Sohn des Chefs Leistungssport von Swiss Swimming. Steffen Liess, ein gebürtiger Ostdeutscher, hat früh gelernt, dem Erfolg alles unterzuordnen. Die systematische Talentselektion der DDR ermittelte beim damals Achtjährigen gute Anlagen im Rudern oder Schwimmen. 1984 wurde Liess über 400 Meter Freistil DDR-Meister. Die Olympischen Spiele

verpasste er wegen des kommunistischen Boykotts. Vier Jahre später setzte er sich anlässlich einer Reise nach Mexiko während der Zwischenlandung in Amsterdam von der DDR-Schwimmtruppe ab. Geflüchtet war er weniger aus politischen Gründen, sondern mehr weil er zu seiner Freundin in die Schweiz ziehen wollte, wie er später in einem Porträt auf der Website von Swiss Olympic erzählte.

Heute sind vier Liess-Kinder als Schwimmer aktiv. Nicht immer aber sind sie schnell genug. Hilft in diesen Fällen der Papa, der als Leistungssportchef die richtigen Kontakte hat? Steffen Liess wollte dazu auf Anfrage keine Stellung nehmen und verwies an den Verband.

Dort weist Geschäftsführerin Barbara Moosmann den Familienfilz-Verdacht weit von sich. «Der Entscheid ist von einer Mehrheit des Direktoriums gefällt worden. Herr Liess ist dabei in den Ausstand getreten.» Es seien «rein sportliche Aspekte» massgebend gewesen. Die Begründung erstaunt, denn die Fina-Punktliste spricht ja eine deutliche Sprache. Doch offenbar haben die Swiss-Swimming-Leute plötzlich ein zweites Kriterium aus dem Hut gezaubert: die Position auf der Disziplinen-Weltrangliste. Patrik Schwarzenbach findet sich im Ranking der Brustschwimmer (21.) weiter hinten als Nils Liess in jenem der Delfinschwimmer (9.).

Linus Weber, Präsident des Schwimmclubs Kreuzlingen, wo Schwarzenbach trainiert, kritisiert das nachträgliche Umschwenken scharf: «Ein Sportler stellt sich darauf ein, dass die Spielregeln gelten. Wenn da plötzlich alles anders sein soll, hat das mit Sport nichts zu tun.»

Ruedi Schwarzenbach, der Vater des übergangenen Schwimmers, glaubt nicht, dass die Regeländerung sportliche Gründe hat. «Herr Liess puscht seine Kinder.»

Der 17-jährige Nils ist nicht der Einzige aus der Familie Liess, der von der Gunst von Swiss Swimming profitiert. Sein zwei Jahre älterer Bruder Thomas hat die Limits, die zur Teilnahme an den Open-Water-Europameisterschaften in Berlin qualifizieren, eigentlich verpasst. Dennoch wurde er von Swiss Swimming als einziger Athlet selektioniert. Die 77 Hundertstel, die ihm fehlten, sind zwar wenig. In anderen, noch knapperen Fällen blieb der Verband aber hart. Die 4-mal-100-Meter-Freistil-Staffel, die als 16. der Welt an Olympia 2012 in London hätte teilnehmen dürfen, musste auf Geheiss von Swiss Swimming daheim bleiben. Begründung: Das Potenzial für eine Top-12-Klassierung sei zu klein. ○

Weitblick in Bern!

Die gravierende Thorberg-Affäre mit einem unfähigen Regierungsrat und unfähigen Beamten wird mit einer vorausschauenden Krankschreibung erledigt.

Von Urs Paul Engeler

Bisweilen haben selbst erfahrene Ärzte einige Mühe, zu erkennen, ob der Mensch, der vor ihnen sitzt, gesund ist oder krank. Berner Spitzenpolitiker sind da etwas klüger. Sie verfügen nicht nur über die Gabe der absoluten Diagnosesicherheit; seit neustem sind sie auch imstande, den Ausbruch einer Krankheit auf mehrere Monate hinaus fast auf den Tag genau vorherzusagen. So endet der unappetitliche Skandal um den Thorberg, die Berner Haftanstalt für ganz schwere Fälle, in der politärztlichen Prognose, dass der zuständige Chefbeamte in gut sechs Monaten krank wird und darum ab Anfang 2015 «aus gesundheitlichen Gründen» vorzeitig pensioniert werden kann oder muss.

Dieser Meilenstein in der Medizinalmethodik – fachtechnisch wird sie wohl «Prädiagnose» genannt werden – hat überdies angenehme menschliche und finanzielle Effekte, zumindest für den per Ende Dezember Kranken. Da er nicht sofort gehen muss, hat er ein halbes Jahr Zeit, geruhsam sein Pult aufzuräumen. Vor allem kann er die Zahl seiner Versicherungsjahre und damit das Renteneinkommen optimieren. Zu bezahlen hat die Differenz die leere öffentliche Kasse, die eben mit zwei Milliarden Franken Steuergeldern saniert werden musste.

Der in einem halben Jahr Hinfällige heisst Martin Kraemer und ist Chef des Amtes für Freiheitsentzug und Betreuung (900 Mitarbeiter), linksfreisinnig und Mitglied des gefährlichen Vereins «Unser Recht», der die Schweizer Gesetze supranationalem Diktat unterwerfen möchte. Seine Aufgabe war es, 2011 einen fähigen Direktor für das Gefängnis auf dem Thorberg bei Krauchthal zu finden.

Zentrale Anforderungen nicht erfüllt

Am 10. Januar 2011 hatte er die Stelle ausgeschrieben. Bis zum 4. Februar nahm er Anmeldungen entgegen, wobei er sämtliche externe Bewerbungen, auch die sehr gut qualifizierten, umgehend retournierte. Am 24. Februar schon erfolgte mit dem Segen des Polizei- und Militärdirektors Hans-Jürg Käser (FDP) die Wahl von Georges A. Caccivio (FDP), Kraemers Stabschef, der gleich mehrere zentrale Anforderungen für das neue Amt gar nicht erfüllte. Käser, ein ehemaliger Sekundarlehrer und begnadeter Schwadronneur, pries die rein interne Beförderung des Nichtqualifizierten öffentlich als ausserordentlich professionelle und objektive Arbeit, eine glatte Lüge.

Der Fehler wurde rasch fatal. Im August 2013 informierte alt Nationalrat Hermann Weyeneth (SVP) Käser über die bereits unhaltbar gewordenen Zustände auf dem Thorberg. Ausser einem kurzen internen Briefwechsel geschah nichts. Nach einer zweiten Besprechung mit Weyeneth im Dezember versuchte das FDP-Trio KKC (Käser, Kraemer, Caccivio) das selbstverschuldete Chaos mit einigen Wohlfühlgesprächen hinter den Gefängnismauern auszusitzen.

Als Ende Januar 2014 erste Fakten über das berufliche und persönliche Gebaren Caccivios (Begünstigung einzelner Insassen und ausgewählter Mitarbeiter, regelmässiger Verkehr auf dem Bieler Drogenstrich, Aktenmanipulation etc.) gleichwohl den Weg in die Medien fanden, stellte Käser sich, grossspurig wie stets, hinter seinen Gefängniswärter. Am 3. Februar dann, nachdem weitere Details an die Öffentlichkeit gedrungen waren, stellte der gleiche Käser, wiederum im lauten Ton des immer Souveränen, Caccivio per sofort frei.

Dafür stellte er sich, wiederum ganz entschieden, hinter Amtsleiter Kraemer. Der tüchtige Parteikollege sei «kein Thema», kanzelte er die «Thesjournalisten» damals ab. Nun, nach Abschluss einer sehr einseitigen Untersuchung des Skandals, schickt Käser ihn ohne Bedauern in die «krankheitsbedingte»

Frühpensionierung. Der freundliche Bericht schont vor allem den Regierungsrat, den obersten Verantwortlichen für die Misere. Verfasst hat ihn der liebe Freund Benjamin Brägger (FDP), der als Sekretär der Strafrechtskommission der Justiz- und Polizeidirektoren unter dem wendigen und ichbewussten Präsidenten Käser dient und verdient.

Mit einem blauen Auge davongekommen

Nachdem der führungsschwache Käser bei einer Untersuchung der IT-Beschaffung bei der Polizei mit einem blauen Auge davongekommen ist und sich jetzt knapp aus der Thorberg-Affäre hat schwindeln können, wartet auf ihn der tiefe Sumpf, den er im Amt für Migration hat anrichten lassen. Bis Ende Juli sollte er den Geschäftsprüfern Auskunft geben über intransparente Geldflüsse in zweistelliger Millionenhöhe, fehlende Verantwortlichkeiten, ungesetzliche Zahlungen und andere Missstände mehr. Es spricht viel dafür, dass Käser abermals die neue Methode der Prädiagnostik bemühen wird und den Amtsleiter, hinter dem er stets voll und ganz steht, mit einer vorausschauenden Krankschreibung schuldig macht und erledigt.

Nach eigenen Angaben lebt der fehlbare Käser nach dem Motto: «Die Fehler zu zählen, können Sie den Dummen überlassen.» ○



Frühpensionierung: Chefbeamter Kraemer.



«Viu blöder ta»: Songwriter Gölä.



«Zaut u zaut»: Bandleader Lauener.



«Äuä»: Komiker Rocchi.

Die Magie des Berndeutsch

«Himugüegeli», «Schütteler», «äs Gou schiesse» – Berndeutsch ist so prominent wie nie. Eine neue Studie zeigt, dass sich eine typische berndeutsche Aussprache in der Deutschschweiz ausbreitet. Resistent zeigen sich einzig die Zürcher. Von Adrian Leemann

In der Schweiz tragen wir unseren Dialekt wie ein Abzeichen auf der Brust. An Apéros hört man nicht selten Sätze wie: «Dim Dialäkt na chunsch du vo Bern.» Dialekte geniessen hierzulande hohes Prestige: In der Deutschschweiz spricht der Politiker mit dem Búezer und der Bäcker mit dem Lehrer Dialekt. Nicht so in Deutschland und Österreich, wo Dialekte oft negativ konnotiert und eher im Freundes- und Familienkreis gesprochen werden.

Diese Sonderstellung des Dialekts ist in der Schweiz historisch verankert. Bereits im 16. Jahrhundert wurden Schweizer Mundarten als Abgrenzungsmerkmal gegenüber Deutschland aufgefasst, und im Zweiten Weltkrieg war Schweizerdeutsch nicht zuletzt Teil der «geistigen Landesverteidigung». Auch wenn der eigene Dialekt stark identitätsstiftend ist und Schweizer Sprecher stolz der eigenen Dialektgruppe zugehören, gibt es eine Mundart, die Herrn und Frau Schweizer erwiesenermassen speziell gut gefällt: Berndeutsch.

Berndeutsch ist etwas Besonderes: Kein anderer Dialekt ist schweizweit so präsent in Radio und Fernsehen, kein anderer Dialekt kennt eine

solche Menge an Mundartliteratur, Mundartbands und Troubadourtradition. Auch in der Aussprache ist das Berndeutsche einzigartig: *gmüetlech*, *heimelig*, und ihrem Ruf gemäss schlängeln sich die Berner langsam durch ihre Sätze. Das «l», das in Bern meist als «u» ausgesprochen wird, gibt diesem Dialekt seine ganz persönliche Note.

Auch im Portugiesischen

So singt der gebürtige Seeländer Kuno Lauener, Sänger von Züri West: «I ha zaut u zaut, bis i eifach nüm ha chönne.» Und nicht: «Ich han zalt und zalt, bis ich äifach nüme ha chöne» – wie vielleicht ein Zürcher singen würde. Dieses Ersetzen des Konsonanten l durch den Vokal u in bestimmten Wörtern – *zaut* statt *zalt* oder *Miuch* statt *Milch* – ist neben der langsamen Sprechweise das wohl auffälligste Merkmal des Berndeutschen. Diese Lautveränderung wird in der Sprachwissenschaft als L-Vokalisierung bezeichnet.

Die L-Vokalisierung ist ein weitverbreitetes Phänomen. Man findet sie auch im Englischen, Polnischen oder im Land der WM 2014: So wird

«Brasil» im brasilianischen Portugiesisch als *Brasiu* artikuliert. Die L-Vokalisierung ist aber nicht nur ein Phänomen europäischer Sprachen, sondern ist auch für die hawaiianische Kreolsprache oder Sprachen Papua-Neuguineas belegt. Historisch betrachtet, finden wir die L-Vokalisierung auch im Wandel vom Lateinischen zum Französischen (*caldu* zu *chaud*). Auch im Berndeutschen vokalisiert man den Konsonanten l nicht seit je. Erste Belege findet man Ende des 18. Jahrhunderts im Emmental, von wo aus sich das Phänomen Richtung Bern ausgebreitet hat – aber bis wohin? Sprachwissenschaftler der Universität Zürich (Adrian Leemann, Marie-José Kolly, Dieter Studer-Joho) und der Universität Bern (Iwar Werlen, David Britain) haben untersucht, wie sich die L-Vokalisierung in den letzten Jahrzehnten verhalten hat.

Sie haben Daten, die um 1950 für den «Sprachatlas der deutschen Schweiz» gesammelt wurden, mit aktuellen Sprachdaten verglichen. In 20 Ortschaften befragten sie fast 700 Personen nach der regionalen Aussprache von 10 Wörtern. Die Testpersonen wurden gebeten, be-

stimmte Objekte wie Engel oder Teller auf einem Bild zu benennen. Die Aussprache der Testpersonen (*Täuer/Täller, Ängu/Ängel*) wurde schriftlich festgehalten und statistisch ausgewertet. Die untenstehende Grafik stellt die Hauptresultate der Studie vor.

Der beliebteste Schweizer Dialekt

Die hellgraue Fläche zeigt das Gebiet, in dem um 1950 l bereits zu u vokalisiert wurde («Sprachatlas der deutschen Schweiz»). Kreisdiagramme verweisen auf die 20 neuuntersuchten Ortschaften, von denen um 1950 keine vokalisiert wurde. Die schwarzen Flächen der Kreisdiagramme stehen für ein vokalisiertes l (etwa *Miuch*), die weissen für herkömmliche l-Aussprachen (etwa *Milch*). Heute kann man so L-Vokalisierungen in vielen Ortschaften beobachten, in denen um 1950 noch nicht vokalisiert wurde. Manche Ortschaften (Freiburg, Spiez) zeigen sogar einen überwiegenden Trend zur L-Vokalisierung. Der sprachliche Trend zur Aussprache von l als u breitet sich von Bern vor allem in Richtung Westen, Berner Oberland und Zentralschweiz aus, der Norden verhält sich resistent.

Die Sprachwissenschaftler sehen verschiedene Ursachen für die Verbreitung dieses Merkmals.

— Mehrere Studien haben gezeigt, dass das Berndeutsche der beliebteste Schweizer Dialekt ist. Sprecher tendieren dazu, sich Sprachmerkmalen anzupassen, die sie als sympathisch wahrnehmen.

— Die L-Vokalisierung erlaubt den Sprechern womöglich eine stärkere Distanzierung vom Standarddeutschen, womit sie ihre eigene dialektale Identität stärker zu unterstreichen ver-

mögen. Die linguistische Distanz vom berndeutschen *Miuch* zum standarddeutschen *Milch* ist grösser als diejenige zum zürichdeutschen *Milch*.

— Die Ausbreitung Richtung Berner Oberland ist teilweise dadurch zu erklären, dass viele Berner aus der Stadt in diese Region abgewandert sind und so ihren Stadtberner Dialekt ins Berner Oberland getragen haben.

— Die Ausbreitung Richtung Zentralschweiz könnte vom Emmental über das Entlebuch und Luzern erfolgt sein. Von Luzern als Knotenpunkt scheint sich die Vokalisierung nun weiter Richtung Zentralschweiz zu verbreiten.

— Möglicherweise üben die Präsenz des Berndeutschen in Radio und Fernsehen und die prägenden Persönlichkeiten der Popkultur, Mundartliteratur und Troubadourtradition einen grösseren Einfluss auf Deutschschweizer aus als erwartet.

Eine Studie der Universität Glasgow zeigte neulich, dass der regelmässige Konsum einer TV-Serie einen Einfluss auf das Sprachverhalten haben kann. Für diese Studie, die in der Fachzeitschrift *Language* erschienen ist, wurde eine Gruppe von Glaswegians untersucht, die sich regelmässig die TV-Serie «EastEnders» ansehen. Im Dialekt von Glasgow wird l üblicherweise nicht vokalisiert; im Cockneydialekt – dem in der Serie «EastEnders» gesprochenen Dialekt – hingegen schon. Unbewusst haben sich einige der Zuschauer nun L-Vokalisierungen angeeignet und sprechen Wörter wie *milk* oder *people* als *miuk* oder *pipu* aus. Dieser «Lautwandel» wurde besonders bei den Personen beobachtet, die sich emotional stark mit den Charakteren der Serie identifizierten. Werden auch Deutschschweizer sprachlich geprägt durch

kulturell einflussreiche Figuren wie Kuno Laener, Pedro Lenz oder Kurt Aeschbacher?

Die Studie der Sprachwissenschaftler zeigt, dass sich das Berndeutsche punkto L-Vokalisierung auf Expansionskurs befindet. Die These muss aber in einem zentralen Punkt qualifiziert werden: Zürcher zeigen sich gegenüber dieser «Verberndeutschung» resistent. Weshalb macht sich die L-Vokalisierung im Mittelland so wenig bemerkbar? Zürich ist wie Bern ein starkes Dialektzentrum, das auf die zugehörige Region Einfluss hat und dort hohes Prestige genießt.

Möglicherweise kommt hier auch die Brünig-Napf-Reuss-Linie zum Zug – eine geografische Grenze, die die Schweiz in westliche und östliche Mundarten teilt: *Tanne* und *Bett* im Westen stehen *Tane* und *Bétt* im Osten gegenüber. Nicht nur sprachlich halbiert die Brünig-Napf-Reuss-Linie die Schweiz, sondern auch kulturell: Westlich der Grenze wird mit französischen Jasskarten gespielt (Herz, Schaufel, Ecke, Kreuz), östlich mit Deutschschweizer Karten (Eichel, Schelle, Schilte, Rose).

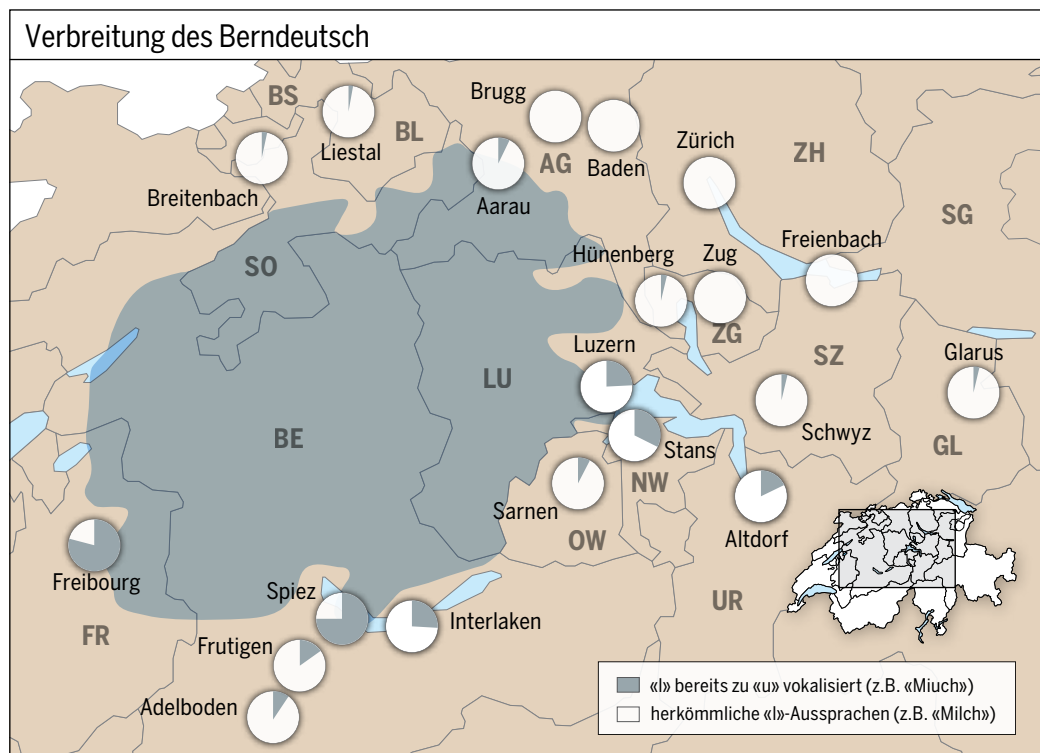
L-Bastion Zürich

Die genannten Erklärungsversuche zeigen, dass Dialekte und deren Wandel spannende Fragestellungen aufwerfen, jedoch die Ursachen von Dialektwandel noch wenig erforscht sind. Würden Dialekte in kürzeren Zeitabschnitten umfangreich dokumentiert, könnten sich Ursachen und Wirkungen klarer herauskristalisieren. Vielleicht liessen sich soziologische Gegebenheiten, kulturelle Ereignisse, einflussreiche Persönlichkeiten oder geografische und historische Faktoren als Puzzleteile dieses Wandels identifizieren.

Zurzeit können sich die Sprachwissenschaftler – für die Expansion der L-Vokalisierung – nur auf zwei grossangelegte Messungen beziehen: die umfangreiche Schaffung des «Sprachatlas der deutschen Schweiz» um 1950 und die vorgelegte Studie. Am Phonetischen Labor der Universität Zürich wird deshalb versucht, linguistische Lücken ansatzweise zu füllen – unter anderem mit Projekten wie der «Dialäkt Äpp» (gratis im App Store) und der «Voice Äpp» (Voiceapp.ch, ab Dezember 2014 gratis im App Store und im Google Play Store). Analysen der durch diese Apps gesammelten Daten werden nun kontinuierlich aufzeigen können, wie sich unsere Dialekte Schritt für Schritt verändern und welche regionalen Spannungsfelder sich gegenseitig die Stellung halten. Wird das berndeutsche u in Zukunft doch noch die L-Bastion Zürich einnehmen können?

Dr. Adrian Leemann ist Sprachwissenschaftler und arbeitet am Phonetischen Labor der Universität Zürich.

A. Leemann, M.-J. Kolly, I. Werlen, D. Britain, D. Studer-Joho: *The Diffusion of /L/-Vocalization in Swiss German*, 2014
 Sprachatlas der deutschen Schweiz
 J. Stuart-Smith, G. Pryce, C. Timmins, B. Gunter: *Television Can Also Be a Factor in Language Change: Evidence from an Urban Dialect*, 2013



L-Vokalisierung im Jahr 1950 (grau, grossflächig), Weiterentwicklung bis heute (grau in Kreisen).

Krokodil aus dem Jangtse

Vor fünfzehn Jahren gründete Jack Ma in der chinesischen Provinz die Versandhandels-Plattform Alibaba. Jetzt expandiert die gigantische Online-Fundgrube in den Westen und will an die US-Börse. Investoren versprechen sich märchenhafte Gewinne, Ebay und Amazon fürchten um ihren Markt. *Von Florian Schwab*

Die Geschichte des Internetkonzerns Alibaba klingt ähnlich abenteuerlich wie die gleichnamige Erzählung aus «Tausendundeiner Nacht»: Auch hier geht es um unendlichen Reichtum, geschäftliche List und Tücke. Wie Ali Baba den vierzig Räubern die Kontrolle über ihren Tresor entwand, so schickt sich der chinesische Unternehmer und Alibaba-Gründer Jack Ma an, den westlichen Gladiatoren des Internets die Führung im Milliardengeschäft mit dem Internetversandhandel streitig zu machen. Jeden Tag werden alleine innerhalb Chinas 14 Millionen online bestellte Pakete verschickt. Doch das Online-Versandhandels-Imperium begnügt sich nicht damit, ein innerchinesisches Amalgam aus Amazon, Ebay und Paypal zu sein. Längst liefern die Alibaba-Händler in alle Welt. Über die Websites des Alibaba-Konzerns wird weltweit betrachtet schon heute mehr verkauft als bei Amazon und Ebay zusammen. Jetzt will Jack Ma seine Firma an die Wall Street bringen und den grossen Tresor des amerikanischen Kapitalmarkts knacken.

Neues versuchen, rasch lernen

Die Alibaba-Saga nahm ihren Anfang im Dezember 1998 in der Wohnung von Jack Ma im chinesischen Hangzhou, einer 2,4-Millionen-Stadt in der Nähe von Schanghai. Hier bastelte der damals 34-jährige Englischlehrer gemeinsam mit siebzehn Mitgründern die Website Alibaba.com, mit der er chinesische Hersteller mit westlichen Kunden in Kontakt bringen wollte. Seine Business- und Wirtschaftsvorkenntnisse waren damals bescheiden. Ma stammt aus einfachen Verhältnissen, seine Eltern waren Theaterleute. Zweimal rasselte er durch die Universitätsaufnahmeprüfung, weshalb er mit einem Lehrerdiplom vorliebnehmen musste. Die US-Firma Kentucky Fried Chicken lehnte seine Bewerbungen um das Management mehrfach ab. Bereits 1995 gründete er eine Website mit, zog sich aber 1997 wieder zurück, um kurze Zeit Internetseiten im Auftrag des chinesischen Wirtschaftsministeriums zu betreuen.

Trotz dieser unspektakulären Vorgeschichte wagte Jack Ma die Gründung von Alibaba. Porter Erisman, der dem Management von 2000 bis 2008 angehörte, verrät in seinem Dokumentarfilm «Das Krokodil aus dem Jangtse» (ein Übername von Jack Ma), wie der Geist der Gründerwohnung das Unternehmen bis heute prägt: Neues versuchen, rasch lernen, etwas wagen. Bei Alibaba nennt man das Hupan-Kultur, nach dem Stadtteil, in dem Jack Mas Wohnung

lag. So sind die Wurzeln von Alibaba im kommunistischen China durchaus vergleichbar mit den legendären Garagen-Gründungen von Apple und Google.

Letztes Jahr zog sich Jack Ma aus dem Tagesgeschäft zurück und beschränkt sich nun auf strategische Fragen. Zu seinem Abschied von der operativen Führung hatte er 40 000 Mitarbeiter ins Fussballstadion seiner Heimatstadt eingeladen. Der untersetzte Mann mit dem markanten Gesicht schmetterte bei diesem Anlass das Lied «Ich liebe dich, China» von der Bühne, wie das *Wall Street Journal* schrieb. Das «Krokodil aus dem Jangtse» ist kein grosser Programmierer, sondern, wie die *New York Times* schreibt, ein «flamboyanter Motivator». Seine wichtigste Fähigkeit sei es, die richtigen Leute zu finden, so das *Wall Street Journal*. Wenige Monate nach der Gründung holte er Joseph «Joe» Tsai an Bord, einen in Yale ausgebildeten Juristen, der damals in Hongkong im Private-Equity-Geschäft arbeitete und dabei half, erste Investoren zu gewinnen.

Mit dem geplanten Börsengang stehen Jack Ma, Joe Tsai und ihr «Kind» Alibaba jetzt schlagartig im Rampenlicht der internationalen Öffentlichkeit. Während man das Phänomen bislang hauptsächlich als innerchinesische Veranstaltung ansah, die durch die schiere Anzahl chinesischer Konsumenten getragen wird, offenbaren sich immer deutlicher die globalen Ambitionen des Alibaba-Projekts. Erste Ausläufer davon sind in der Schweiz zu beobachten.

Hierzulande kauft ein kleiner, aber wachsender Kundenstamm auf Alibaba-Websites ein. Der Thurgauer Unternehmer Julian Weber, der mit seiner Firma Selise Software entwickelt, hat kürzlich über Alibaba von der

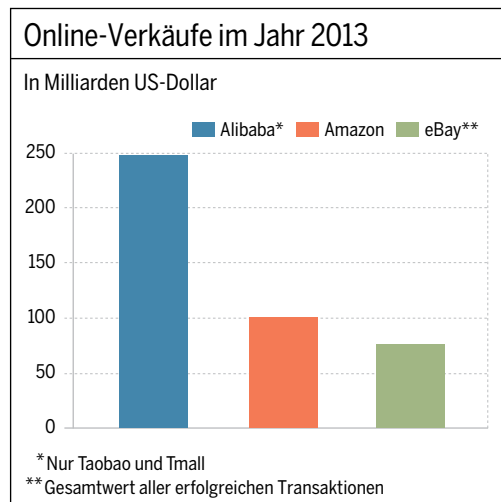
Schweiz aus einen chinesischen Partner für die Produktion eines Hardware-Accessoires ausfindig gemacht. Weber gehörte auch zu den ersten Schweizer Privatkunden von Alibaba. Bereits vor zweieinhalb Jahren bestellte er erste Produkte: Smartphones von Samsung mit zwei SIM-Karten, die in Europa nicht erhältlich waren. Spezielle Analog/Digital-Adapter, die aus unerfindlichen Gründen ebenfalls nur in China erhältlich sind.

Von Schweizer Schulen wird berichtet, dass bereits 15-jährige Mädchen einen Teil ihres Sackgelds auf Prepaid-Kreditkarten laden und damit dann günstigen Schmuck oder Kleider aus China bestellen. Die Website Aliexpress ist eine märchenhafte Fundgrube. Hier gibt es Ohringe für einen US-Dollar, die direkt ab China zum Nulltarif in die Schweiz geliefert werden. Handy-Hüllen für 39 Cent, kostenlos geliefert. In Internetforen berichten grösstenteils zufriedene Nutzer: «Aus meiner Erfahrung

«Man kann erahnen, wie die chinesische Lawine in Zukunft über Europa hinwegfegen wird.»

sind die chinesischen Verkäufer seriös, und der Versand aus China geschieht rasch.» Und: «Wenn man die Preise ansieht, kann man nur erahnen, wie die chinesische Lawine in Zukunft über Europa hinwegfegen wird und unseren Handel und unsere Produktion treffen wird.» Ein anderer Kunde aus Deutschland meint: «Ich habe auch zehnmal über Aliexpress bestellt bei verschiedenen Lieferanten. Alle Bestellungen liefen reibungslos.»

Bis jetzt ist das kein Massenphänomen. Laut Eidgenössischer Zollverwaltung wurden im Mai rund 7200 Pakete aus China eingeführt – etwa gleich viele wie noch vor vier Jahren. Der westliche Internethandel ist derzeit fest in der Hand von Ebay und Amazon. Doch das könnte sich ändern. Am 1. Juli trat das Freihandelsabkommen mit China in Kraft. Wie die Zollverwaltung am Montag mitteilte, ist China schon heute der viertgrösste Lieferant der Schweiz. Darin spiegeln sich bis jetzt vor allem die Handelsaktivitäten grosser Firmen. Alibaba vereinfacht auch für kleine Firmen und Private geschäftliche Beziehungen zu China. Alibaba hat bei der Ankündigung seines Börsenganges, des Initial Public Offering (IPO), eine klare Devise ausgegeben: «Das ist der Startschuss, eine globale Firma zu werden.»





«Angriff ist die beste Verteidigung»: Alibaba-Gründer Jack Ma.

Die Prospekte für Anleger, die Jack Ma der amerikanischen Börsenaufsicht zur Genehmigung seines IPO vorgelegt hat, werfen etwas Licht auf das Erfolgsrezept des unbekanntes Riesen, das bislang im Verborgenen lag. In der *Financial Times* wird Alibaba als «gigantischer Flohmarkt» bezeichnet, der Käufer mit Verkäufern zusammenbringt und «nichts anderes verkauft als Klicks, Werbung und Dienstleistungen für die angeschlossenen chinesischen Händler». Jack Hao, ein weltweit führender IT-Investor, sieht die Stärke der Firma in ihrer «Partnerschaft mit einem riesigen Spektrum von Händlern, Grossisten, Herstellern sowie Logistik- und Versandfirmen». In einem Aufsatz für die Zeitschrift *Fortune* stellte er zudem klar: «Für jeden westlichen Anbieter, der in China Produkte anbieten will, ist es besser, sich in Alibabas Ökosystem einzugliedern, als es zu konkurrenzieren.»

Über verschiedene Websites bietet Alibaba die Erzeugnisse der chinesischen Wirtschaft im In- und Ausland feil, wobei jede Kundengruppe individuell bewirtschaftet wird:

1— **Taobao**: Mit seiner Auktionsplattform Taobao hat Alibaba Ebay weitgehend vom chinesischen Markt verdrängt. Hier können Firmen und Private Güter und Dienstleistungen versteigern und müssen dafür im Gegensatz zu Ebay keine Transaktionsgebühren bezahlen. Schätzungsweise die Hälfte der chinesischen Paketpost wird von Taobao verursacht.

2— **Tmall**: Auf Tmall bieten chinesische Unternehmen Produkte für den Heimmarkt feil. Das Konzept gleicht jenem von Amazon.

3— **Aliexpress.com**: Internationale Kundenschaft findet auf Aliexpress chinesische Produkte zu konkurrenzlos günstigen Preisen. Wenigspektakuläre iPhone-Hüllen, die hierzulande 20 Franken kosten, sind für weniger als einen US-Dollar erhältlich. Tablet-Computer sind ab 35 US-Dollar erhältlich. Ein 27-teiliges chinesisches Tee-Set aus Keramik inklusive Echtholztablett für 54 US-Dollar. Ein wasserfestes Hundehalsband mit Elektroschock-Fern-

bedienung für \$ 23,44 (das gleiche Produkt kostet bei Amazon \$ 44,68).

4— **Alibaba.com**: Die Stamm-Website von Alibaba ist eine Business-to-Business-Plattform. Hier können vor allem chinesische Anbieter ihre Produkte und Dienstleistungen beschreiben. Interessenten können die Anbieter direkt über ein Kontaktformular anschreiben. So hat es auch Julian Weber von Selise gemacht, als er einen Hersteller für eine von ihm entwickelte intelligente Handy-Hülle gesucht hat. Am folgenden Tag meldete sich bei seinem Unternehmen telefonisch ein chinesischer Hersteller, vertreten durch eine perfekt englischsprachige Dame namens Jenny.

Die günstigen Transportpreise erklären sich durch zwei Faktoren. Erstens subventioniert die chinesische Regierung direkt die Versandkosten für Exporte. Zweitens, so das US-Magazin *Forbes*, arbeite der Konzern innerhalb Chinas mit vierzehn Logistikpartnern zusammen,



Sesam öffnet sich: Alibaba-Hauptsitz in Hangzhou.

über die er allein im chinesischen Inland im letzten Jahr fünf Milliarden Pakete ausgeliefert habe – mehr als UPS in den USA. Alibaba investiert selber ebenfalls in den Ausbau der chinesischen Logistik-Infrastruktur.

Zum Dienstleistungspaket, das Alibaba Firmen und Kunden anbietet, gehört auch eine Bezahlplattform namens Alipay, mit der Jack Ma die behäbige chinesische Bankenwelt aufgerüttelt hat und die auch nach dem Börsengang grösstenteils in seinem Besitz verbleibt. Dem Bezahlservice verdanken die chinesischen Händler die Möglichkeit, auch für Kleinstbeträge per Kreditkarte ins Ausland zu verkaufen, was sonst in Anbetracht der Kapitalverkehrskontrollen und Gebühren schwierig wäre. Alipay verzeichnet dreimal so viele Transaktionen wie ihr westlicher Gegenpart Paypal.

Mit Werbung auf seinen Websites sowie Dienstleistungen für die angeschlossenen Händler hat Alibaba letztes Jahr einen eigenen Umsatz von 7,9 Milliarden US-Dollar erzielt und einen Gewinn von 3,56 Milliarden Dollar eingefahren. Der Wert der über die beiden innerchinesischen Online-Flohmärkte von Alibaba, Taobao und Tmall, verkauften Produkte betrug fast 250 Milliarden US-Dollar – Trend stark steigend (siehe Grafiken).

Dank dem Börsengang weiss man heute, dass der grösste einzelne Teilhaber an Alibaba die japanische Softbank mit 34 Prozent ist. Dahinter folgt Yahoo mit 24 Prozent (mit dem IPO wollen sowohl die Softbank als auch Yahoo ihre Anteile sukzessive verkaufen). Jack Ma persönlich hält noch knapp 9 Prozent an der Firma, sein Compagnon Joe Tsai 3,6 Prozent. Alibaba bezeichnet den Unternehmenswert in den IPO-Unterlagen mit rund 100 Milliarden US-Dollar. Damit wäre Alibaba fast so gross wie Konkurrent Amazon (150 Milliarden US-Dollar) und grösser als Ebay (63 Milliarden US-Dollar). Manche Analysten halten die Alibaba-Selbsteinschätzung aber für sehr konservativ und gehen von einem Unternehmenswert von 200 Milliarden Dollar aus, halb so gross wie Apple. Seine unternehmerische Leistung hat

Jack Ma demnach ein Vermögen zwischen 9 und 18 Milliarden US-Dollar beschert.

Auch die Schweizer Grossbank Credit Suisse hatte, glaubt man entsprechenden Berichten in der Finanzpresse, ein glückliches Händchen und investierte früh. Als eine von sechs Banken begleitet sie nun den Börsengang. Für die Spitze der neuen US-Gesellschaft hat Alibaba klangvolle Namen verpflichtet. Neben Jack Ma werden beispielsweise Yahoo-Gründer Jerry Yang und Michael Evans, langjähriger Asien-Chef von Goldman Sachs und zeitweise Kandidat für den Top-Job bei der Bank, im *board* der amerikanischen Gesellschaft Platz nehmen. Goldman Sachs war mit fünf Millionen US-Dollar im Jahr 1999 der erste externe Investor bei Alibaba.

Mit Verweis auf die Schweigepflicht vor Börsengängen lehnt die CS jeden Kommentar zu ihrem mutmasslichen Investment ab. Auch Alibaba selbst kann vor dem Börsengang nichts sagen. Immerhin: Auf eine mit geringer Erwartungshaltung an die Alibaba-Kommunikationsschefin in Hongkong geschickte E-Mail-Anfrage trudelt innert eines Arbeitstages eine höfliche Antwort aus dem Europa-Büro in London ein: «Sobald wir über die Märkte und Zukunftspläne sprechen können, nehmen wir Kontakt mit Ihnen auf.» Man darf gespannt sein auf die weitere Expansion in den Westen.

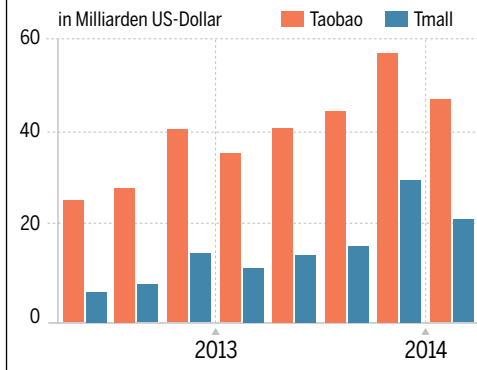
Alibabas Börsengang könnte dem genialen Strategen Jack Ma laut dem britischen Wirt-



«Ich wollte Dschihadist werden, aber mein Pass kam nicht rechtzeitig.»

Zwei Märkte

Der Gesamtwert der Transaktionen, welche auf den zwei Hauptmärkten von Alibaba getätigt wurden.



QUELLE: SEC FILING, THE WALL STREET JOURNAL

schaftsmagazin *The Economist* rund fünfzehn Milliarden US-Dollar in die Kriegskasse spülen – zusätzlich zur Milliarde an Reserven, die dort bereits liegt. Alibaba hat damit begonnen, amerikanische Internetfirmen aufzukaufen. Und die Firma ist nicht der einzige chinesische IT-Gigant, der sein Glück im Westen sucht. Ebenfalls auf einen Börsengang in den USA bereitet sich der Internetgigant Weibo vor, ein Kurznachrichtendienst wie Twitter. Der *Economist* stellt klar, dass sich die gesamte Industrie für eine «epische Schlacht» rüste, da auch die westlichen Marktführer versuchen werden, in China Tritt zu fassen.

Kampf um den «heiligen Gral»

Letztes Jahr schrieb ein renommierter IT-Investor in der US-Zeitschrift *Fortune*, dass sich die grössten Firmen aus China und aus dem Westen einen Kampf um den «heiligen Gral» des Online-Handels liefern werden: Angaben über Märkte, Kunden und ihre Vorlieben, strategische Vorteile, Handelswege. Joel Backaler, der Autor des Buches «China Goes West» und Partner bei einer strategischen Unternehmensberatung, schreibt, «auf kurze Sicht» hätten die westlichen Platzhirsche nichts zu fürchten, da es den chinesischen Firmen häufig an Erfahrung bei Expansionen in den Westen fehle. Doch sie «lernen schnell und sind sehr anpassungsfähig». Ein hoher Manager von Alibaba verriet dem *Wall Street Journal* das Wettbewerbs-Credo von Jack Ma: «Angriff ist die beste Verteidigung.» Als Anfang der 2000er Jahre Ebay in China Fuss fassen wollte, stampfte er kurz entschlossen die Konkurrenz-Website Taobao aus dem Boden und liess Ebay durch seine Nullpreispolitik untergehen.

Trotzdem: Der Ausgang des Kampfs um die Lufthoheit im Internet ist laut *Economist* offen. In der arabischen Symbolik steht die Zahl vierzig für «viel». Der Aufstieg des Milliardenvolks der Chinesen zur globalen Wirtschaftsmacht wirft die spannende Frage auf, wer wem den Tresor ausräumen kann: Sesam, öffne dich. ○

Das Gesicht Europas

Er verkörpert ein Europa, wie es eigentlich schon lange niemand mehr haben will – verschwiegen, undemokratisch, elitär: Jean-Claude Juncker. Einer der Leitsprüche des neuen Kommissionspräsidenten lautet: «Zuviel Transparenz ist naiv.» *Von Wolfgang Koydl*

Allen Unkenrufen über Krise, Lethargie und Wählermissmut zum Trotz: Europa hat eine Zukunft, und diese Zukunft hat ein Gesicht. Leider ist es faltig, verbraucht und müde. Vor allem ist es nicht wirklich neu. Es ist das Gesicht von Jean-Claude Juncker, und es repräsentiert Europas Zukunft ähnlich frisch wie das Atomium in Brüssel die Segnungen sauberer Energie.

Dennoch kürt ein überalterter Kontinent, der wortreich die Notwendigkeit für Reform und Neuanfang beschwört, den alten Mister Euro zu seinem Anführer für die nächsten, ungewissen Jahre. Wobei man nicht weiss, was schlimmer ist: dass es keine Alternative zu ihm gab oder dass man keine Alternative suchen wollte.

Schmerzlicher Verlust der Macht

Gesalbt wäre freilich ein fast noch besseres Wort für die Bestallung des früheren luxemburgischen Premiers als künftiger EU-Kommissions-Präsident. Weihrauchschwanger wabern Lobeshymnen durch die Hauptstädte der Europäischen Union – ausgenommen London und Budapest. Selbst ausserhalb der EU wird ein Hosianna angestimmt für den Supermann aus Luxemburg. «Eine gute Wahl», jubiliert etwa der *Tages-Anzeiger*. Juncker sei sozial, demokratisch, für den Frieden und als Kleinstaatler gefeit gegen jegliche Grossmannsucht. Obendrein sei er ein «lebensfroher Katholik» und daher sowieso sympathisch. Papst Franziskus könnte neidisch werden.

Paradox an der Situation ist freilich, dass kaum jemand unter den europäischen Staats- und Regierungschefs Juncker wirklich haben wollte. Nicht nur die deutsche Kanzlerin rührte im Europawahlkampf kaum einen Finger für den Parteifreund. Auch andernorts war man sich bewusst, dass ein Mann, der schon zusammen mit Helmut Kohl, François Mitterrand und Margaret Thatcher europäische Politik mit formulierte, kaum als zugkräftiges Symbol für jüngere Europäer taugt. Der britische Gesundheitsminister Jeremy Hunt berührte denn auch einen wunden Punkt, als er die europäischen Spitzenpolitiker der Feigheit bezichtigte: «Sie sind nicht bereit, in der Öffentlichkeit zu sagen, was sie im Privaten gesagt haben.»

Sogar Juncker selbst kokettierte im Wahlkampf damit, dass er im Gegensatz zu seinem machthungrigen Rivalen, dem Sozialdemokraten Martin Schulz, eigentlich gar keine Führungsfunktion anstrebe. Seine Wahlkampfauftritte absolvierte er mit einer Mischung aus Gleichgültigkeit und Abgeklärtheit, ganz so,

als befände er sich auf einer sentimental Ab-schiedstournee durch den Kontinent. Doch in Wirklichkeit war er nicht weniger auf das Amt erpicht als Schulz. Vor allem seitdem er letztes Jahr nach fast zwei Jahrzehnten als Regierungschef Luxemburgs abgewählt wurde, fühlte Juncker schmerzlich den Verlust politischer Macht.

Der Grossherzog hatte sich erdreistet, ihn, den heimlichen König, nicht mit der Regierungsbildung zu beauftragen, nachdem ihn die Wähler wegen einer Abhör-affäre abgestraft hatten, jene Wähler, die er bisher – mal mit Versprechungen, mal mit Erpressungen – bei der Stange gehalten hatte. Wenn das Volk nicht spüren wollte, drohte er mit Rücktritt.

Nun aber ist Juncker am Ziel angelangt. Luxemburg erschien dem Sohn eines Stahlarbeiters schon immer zu klein für einen Menschen von seinen Talenten. Zunächst als dienstältester Finanzminister Europas, dann als Doyen der Regierungschefs übte er immer einen unverhältnismässig grossen Einfluss auf die Brüsseler Politik aus. Doch das genügte Juncker nicht. Vor fünf Jahren bewarb er sich um das neue Amt des Vorsitzenden des Europäischen Rates – und konnte nicht verwinden, dass der noch blässere Herman Van Rompuy den Vorzug erhielt. Zum Trost durfte er für weitere drei Jahre Chef der Euro-Gruppe bleiben. Die Zweifel an der Fähigkeit Junckers, den schwerfälligen Tanker Euro-

pa auf neuen Kurs zu bringen, speisen sich allerdings nicht allein aus seiner langen symbiotischen Verbindung mit der Brüsseler Kaste. Es sind auch nicht seine Alkoholprobleme, die nun wieder ans Licht kommen. «Nach dem Mittagessen war es zwecklos, mit ihm zu reden», liessen sich Diplomaten anonym zitieren. Dies und seine Nikotinsucht hätten zudem seiner Gesundheit geschadet. Wahrscheinlich sei er den Anforderungen an der Spitze der Kommission nicht gewachsen.

Doch damit liesse sich leben. Gute Mitarbeiter, ein fürsorgliches Vorzimmer haben auch bei anderen Wunder bewirkt. Was Juncker wirklich disqualifiziert, ist, dass er exemplarisch für das alte undemokratische Europa steht, in dem Entscheidungen hinter verschlossenen Türen getroffen werden, ohne Rücksicht auf den Wählerwillen. «Wenn es ernst wird, muss man lügen», gab er selbst zu Protokoll, «ich bin für dunkle, geheime Debatten». Zu viel Transparenz sei «naiv», ihm mache es nichts aus, wenn man ihn als «unzureichend demokratisch» beleidige. Der Zweck, sollte das wohl heissen, heiligt die Mittel. Bei den letzten Wahlen zum EU-Parlament haben viele Wähler gezeigt, dass sie diese Art von Europa nicht mehr wollen. Aber vielleicht wurde Juncker ja gerade deshalb als Kommissionspräsident nominiert, weil er dieses alte Europa perfekt verkörpert. ○



Supermann aus Luxemburg: EU-Kommissions-Präsident Juncker.

Die Fett-Polizei

Der Sommer ist da und damit die Leidenszeit für Menschen mit Speckrollen. Haben Sie eine Bikini-Figur? Ein Sixpack? Wenn nicht: Wie gelassen zeigen Sie Ihren Körper her?

Von Beatrice Schlag

Alle Jahre wieder, spätestens ab Ende Mai: Diätrezepte auf dem Titel jedes Frauenmagazins. Bikini-Figur in zwei, drei, vier Wochen! Man bekommt es nie hin, es sei denn, man wog schon vorher nur 500 Gramm über Grösse 34. Oder wie Emily Blunt in «The Devil Wears Prada» sagt: «Ich bin nur noch eine Darmgrippe von meinem Zielgewicht entfernt.» Für alle andern sind Badis und Strände ein zweischneidiges Vergnügen. Man freut sich wie ein Teufel darauf. Aber vor dem lustvollen Sprung ins Nass steht der Gang ans Wasser.

Wer die Leute auf dem Weg dahin beobachtet, hat nicht den Eindruck von unbeschwertem Flanieren. Weder bei Frauen noch bei Männern. Frauen fummeln an ihren Bikini-Oberteilen, die ohnehin immer häufiger fast bis zur Hüfte reichen: Der Tankini genannte Zweiteiler soll kaschieren, was sich trotz Diät immer über den Rand des Höschens wölbt. Die Männer ziehen die Bäuche ein oder binden im Gehen die Badehose fester, damit die Hände den Speck abdecken können. Die Angst, fremden Blicken nicht zu genügen, ist schon lange nicht mehr nur ein Frauenproblem.

Gemütliche Bierkugel

Wie soll es auch anders sein? Jedes Boulevardblatt macht im Sommer Auflage, indem es Prominente und deren sogenannte Problemzonen ablichtet. Cellulitis ist besonders beliebt. Jeder weiss, dass es kein Mittel dagegen gibt. Man hat sie, oder man hat sie nicht. Es hält die Boulevardmedien nicht davon ab, Bilder bekannter Frauen wie Britney Spears, Reese Witherspoon oder die Topmodels Cara Delevingne und Alessandra Ambrosio im Bikini oder in Shorts zu zeigen und mit roten Pfeilen auf ihre Orangenhaut an Po und Schenkeln hinzuweisen. «Dellen-Dilemma!» schrieb das Boulevardblatt *In Touch* in seiner letzten Ausgabe zu Aufnahmen der fülligen Sabia Boulahrouz, Partnerin des holländischen Fussballers Rafael van der Vaart.

Männer, von der Fett-Polizei der Boulevardpresse bis vor wenigen Jahren noch verschont, werden mittlerweile genauso gnadenlos unter die Lupe genommen und verhöhnt. Leonardo DiCaprio? Die Paparazzi-Bilder von den Badeferien auf Bora Bora zeigen einen unübersehbar untrainierten Bauchansatz. Aber muss man ihn wegen ein paar angefütterter Urlaubskilos gleich «The Great Fatsby» nennen? Ex-007 Pierce Brosnan, ein Mann von seltener Anmut, schiebt inzwischen eine gemütliche Bierkugel vor sich her. Unerhört! Noch geäch-

teter als der Bauchspeck sind die *moobs* (Abkürzung für *male boobs*, männliche Brüste): TV-Serien-Erfinder Simon Cowell wird dafür genauso verlacht wie der einstige «Gladiator»-Star Russell Crowe. Selbst dem inzwischen 77-jährigen Jack Nicholson werden seine *moobs* und seine Wampe angekreidet. Überall rote Pfeile.

Egal, ob jemand zwei oder zwanzig Kilo über dem sogenannten Idealgewicht liegt oder während der Schwangerschaft wie Kim Kardashian Heiss-hunger entwickelt: Die Fett-Polizei stellt sie alle an den Pranger.

Denn nichts ist tröstlicher als Berühmtheiten, die es trotz Ruhm und Geld nicht zum perfekten Körper schaffen. «Fat Shaming» nennt sich der mediale Denunzierungssport, der sich prächtiger Auflagen erfreut. Die Blossgestellten reagieren selten.

Eine Ausnahme war Tyra Banks, erstes schwarzes Unterwäschemodel von Victoria's Secret und später, ein paar Kilo schwerer, erfolgreiche Moderatorin von «America's Next Top Model». Während Fernsehaufnahmen am Strand wurde sie mit unvorteilhaft ausladend scheinendem Hintern im Badeanzug von einem Paparazzo fotografiert. «America's Next Top Waddler» (Watschler) war eine der vielen unfreundlichen Schlagzeilen zu dem Bild in den Boulevardblättern. Wenige Monate später trat Tyra Banks in ihrer Show mit demselben Badeanzug vor die Kameras: «Ich hab etwas zu sagen. Leute, die ihr über mich oder irgendjemanden mit einer Figur wie meiner hässlich redet, die ihr auf Mädchen und Frauen herumhackt», rief sie, sichtlich aufgeregter, als man sie je gesehen



Schleunigst Thema wechseln: Sängerin Spears.

hatte, «leckt mich an meinem fetten Arsch!» Der Clip auf Youtube ging um die Welt.

Wer einwendet, kein Mensch brauche die Klatschblätter zu kaufen, zielt am Problem vorbei: Die Anprangerung von Dellen, *moobs* und Rundungen ist keine Erfindung des Boulevard. Die Paparazzi-Bilder mit den Pfeilen stehen deshalb so hoch im Kurs, weil «Fat Shaming» ein Verhalten ist, mit dem vor allem Frauen von Kindesbeinen an vertraut sind. Dabei prangern sie weniger andere als sich selber an. Wenn Frauen untereinander über ihre Körper reden, hat man meist den Eindruck, sie empfinden sich als eine einzige Anhäufung von Problemzonen. Das Wort, das dabei am häufigsten fällt, ist «dick». «Dick» ist ein Synonym von «schlecht» geworden, als sei Dick-



Männer unter der Lupe: DiCaprio, Freundin Toni Garrn auf Bora Bora ...



... Jack Nicholson auf Saint-Barthélemy.

sein eine Charaktereigenschaft. Und zu dick fühlen sich nicht nur die meisten Frauen, sondern auch die meisten Männer. Selbst wenn sie das gerade geltende Idealgewicht haben, halten sie irgendetwas an ihrem Körper für zu fett: Oberarme, Knöchel, den Bauch sowieso, den Hintern, die Knie. Was Frauen und Männern

dabei gar nicht mehr auffällt: Der «Fat Talk», das Reden und Jammern übers Dicksein, gehört längst zum Alltag. Kaum jemand nimmt wahr, wie wenig zuträglich das dem Selbstbewusstsein ist.

Der Ausdruck «Fat Talk» wurde 1994 von amerikanischen Forschern geprägt, nachdem sie aufgezeichnet hatten, wie 11 bis 14-jährige Mädchen miteinander über ihren Körper sprachen: entschuldigend und sich selbst herabsetzend. Dutzende von Studien haben seither bestätigt, dass die negative Angewohnheit von fast allen Frauen ihr Leben lang beibehalten wird. «Man redet zwar über seinen Körper», sagt die amerikanische Psychologieprofessorin Alex-

andra Corning, «aber in Wahrheit scheint es um Disziplin und Verzicht zu gehen. Es sind im Wesentlichen Unterhaltungen über Körper und Essen, bei denen sich jede ständig selber kleinmacht.» Nach einer bereits 1991 vom *Journal of Adolescent Health* veröffentlichten Studie fürchten in den USA 81 Prozent der zehnjährigen Mädchen, zu dick zu sein.

Und in der Schweiz?

Natürlich ist Übergewicht ein reales und zunehmend drängenderes Problem sämtlicher Industrienationen. Laut Bundesamt für Gesundheit ist jeder zweite Schweizer zu dick. Damit liegt die Schweiz zwar deutlich hinter den USA, Grossbritannien und Deutschland zurück, wo bereits zwischen 65 und 70 Prozent der Bevölkerung als übergewichtig oder fettleibig gelten. Aber dick ist nicht gleich dick.

Wer sich auf Schweizer Strassen und Plätzen umsieht, bemerkt kaum fettleibige Erwachsene, dafür viele mit etwas zu reichlich Speck an Bauch und Hintern. Das ist selten gesundheitsgefährdend. Aber es reicht aus für Komplexe, zumindest bei Frauen. Seit Bilder digital bearbeitet werden, ist die weibliche Idealfigur noch unerreichbarer geworden: voller Busen, Wespentaille, endlos lange Beine und porenfreie Haut. Das schürt die Überzeugung der eigenen körperlichen Unzulänglichkeit und damit die Bereitschaft zum «Fat Talk». Alexandra Corning nennt es «normative Unzufriedenheit»,

ein Gefühl, das sich mit jedem Gespräch über die eigenen körperlichen Nachteile verstärkte, was zu noch mehr «Fat Talk» führe.

Die umfangreiche Schwangerschaft von Reality-Star Kim Kardashian beflügelte das «Fat Shaming» in den amerikanischen Boulevardzeitungen im vergangenen Jahr zu bislang unerreichten Ausfälligkeiten: «Kims 90-Kilo-Albtraum», «Ich kann nicht aufhören zu essen!», «Zusammenbruch nach einem geplatzten Reissverschluss», «Noch vier Monate bis zur Geburt und sie hasst ihren Körper bereits». Selbst Journalistinnen mit wenig Sympathie oder Interesse für die schwerreiche TV-Selbstdarstellerin begannen sich zu empören.

Es war der Beginn einer breiten Frauenkampagne nicht nur gegen diskriminierende Boulevardmedien, sondern auch gegen das allgegenwärtige Thema Dicksein in privaten Unterhaltungen: «Fat Talk», sagt Alexandra Corning, «wird gemacht von Frauen, die einander gegenseitig darin bestätigen, dass es okay ist, den eigenen Körper zu hassen.» Beste Lösung: schleunigst Thema wechseln.

Natürlich gab es Proteste. «Amerika beugt sich einmal mehr der politischen Korrektheit», tobte Philadelphias *Philly Post*, «und vermeidet damit die Beschämung. Wir sind so ängstlich geworden, jemanden zu verletzen, dass wir Übergewicht, unser grösstes Problem, lieber ignorieren. Dabei wird sich die Lage nie bessern, wenn die Beschämung der Dicken nicht wesentlicher Teil der Lösung wird.» Leider irrt das Blatt. Nach Erfahrung von Ernährungspsychologen funktioniert Beschämung als Motivation zum Abnehmen überhaupt nicht. Denn Übergewichtige wissen selber sehr genau, dass sie dick sind, und sie schämen sich ganz ohne Beihilfe der Umwelt dafür. Ihre Reaktion auf «Fat Shaming» von aussen ist, sich zurückzuziehen. Und mehr zu essen. ○

SCHWEIZERISCHE
Gewerbezeitung

DIE ZEITUNG FÜR KMU

Morgen Freitag in der KMU-Presse:

- **Stimmen zur Billag**
Keine neue Mediensteuer!
- **Konsumentenschutz**
Propaganda statt Infos
- **1. August auf dem Rütli**
sgv gestaltet die Feier mit

www.gewerbezeitung.ch

Im Fadenkreuz

Die Welt hat Aleppo vergessen. Viele Bewohner können oder wollen die ausgebombte syrische Stadt nicht verlassen. Die Fenster ihrer Häuser haben sie zugemauert, überall lauern Scharfschützen.

Eine Reportage von Kurt Pelda

Selbst die Kinder wissen es. «Geh weg da!», ruft das kleine Mädchen von der anderen Strassenseite herüber. «Die Scharfschützen können dich dort sehen.» Überleben heisst im Aleppo von heute, stets eine virtuelle Karte vor Augen zu haben. Selbst die Knirpse lernen, ihre nähere Umgebung auf eine Weise zu studieren, die Europas behüteten und vergleichsweise glücklichen Kindern vollkommen fremd wäre.

Der Stadtplan im Kopf enthält lebenswichtige Daten. Natürlich gibt es da den aktuellen Frontverlauf, doch das allein genügt schon lange nicht mehr. Täglich fallen riesige Bomben vom Himmel, reissen klaffende Löcher in Häuserzeilen, und durch diese Lücken können Scharfschützen plötzlich Strassen einsehen, die vorher unsichtbar waren. Was aber ins Fadenkreuz der Heckenschützen gerät, wird sofort zur Todeszone.

«Vorsicht, rechts um die Ecke»

Auf beiden Seiten der Front lauern Kämpfer hinter kleinen Löchern, die sie in die Hausmauern gemeisselt haben. Nicht selten schiessen Regierungssoldaten ihre Opfer nur an, in der Hoffnung, dass jemand den Liegegebliebenen zu Hilfe eilt. Dann sind die Helfer das nächste Ziel. Weil die Menschen das inzwischen wissen, versuchen sie, Verwundete mit Stricken oder Stangen von exponierten Stellen wegzuziehen. Oder ein mutiger Fahrer parkiert einen Lastwagen oder Autobus vor dem Opfer, um den Heckenschützen die Sicht zu versperren.

Durch die Bombardierungen und den Beschuss mit grosskalibrigen Artillerieraketen verschieben sich die Todeszonen fast täglich. Einmal werden sie grösser, wenn die Regierungstruppen zum Beispiel ein Gebäude erobern, das ihnen Einsicht in Rebellenviertel bietet. Dann wieder schrumpfen sie, wenn Anwohner riesige Tücher über die Strassen spannen – als Sichtschutz. Besonders beliebt dafür sind die zu grossflächigen Planen zusammengeähten Zeltbahnen von Uno-Hilfswerken. Neben den Aufdruck «Unicef» oder «UNHCR» malen die Anwohner für Ortsunkundige zusätzlich Warnungen auf die Vorhänge: «Hier durch!» oder «Vorsicht, Scharfschütze rechts um die Ecke», steht da zum Beispiel. Ein Blick durch die Mauerlöcher der Heckenschützen auf der Rebellenseite bestätigt, dass es die Menschen auf der anderen Seite der Front genau gleich machen. Die Bewohner der Regierungsviertel leiden zwar ebenfalls unter dem Beschuss von Granaten der Rebellen, aber

Bomben fallen dort keine. Die Rebellen haben keine Luftwaffe.

Aleppo ist surreal. Ein kleiner, lausiger Platz, etwa 200 Meter von der Front entfernt, im Rebellengebiet im Westen der Stadt. Kinder spielen im Schatten der Bäume. Es ist noch nicht lange her, da haben Scharfschützen hier zwei Buben erschossen, zwei Buben, die Fussball spielten. Das hält den 14-jährigen Rami

nicht davon ab, mit seinen Rollerblades um das gelbe Taxi «made in Iran» herumzukurven, das hier seinen letzten Standplatz gefunden hat. Das Auto hat keine Scheiben mehr, die Reifen sind platt und die Karosserie von Schrapnells durchsiebt. Der Asphalt ist nicht eben und sauber wie in einer europäischen Stadt. Überall liegen kleine, scharfkantige Metallstücke, also Granatsplitter, bizarr verformte Gewehrkugeln



Zurückgeblieben sind die Ärmsten der Armen oder die Hartgesottenen: Aufständischer im Norden von

und zerbröselte Mauerstücke, die von Explosionen zum Teil Hunderte Meter durch die Luft geschleudert wurden. Ramis Rollerblades machen deshalb ein kratzendes Geräusch wegen all des Schutts. Ob er keine Angst habe, so nahe an der Front? «Nein, heute ist es ziemlich ruhig», antwortet der Junge. «Wir müssen uns zwar vor Heckenschützen in Acht nehmen, dafür werfen die Piloten hier selten Fassbomben ab. Sie könnten ja ihre eigenen Leute auf der anderen Seite der Front treffen.»

Klang des Krieges

Wer sich die Mühe macht, auf ein Hochhaus zu klettern, das auf einer markanten Anhöhe liegt, dem präsentiert sich Aleppo auf den ersten Blick in seiner alten Schönheit. Hoch oben über der Stadt erscheint noch alles in Ord-

nung. Die Sicht auf die Zitadelle auf ihrem Hügel inmitten der Altstadt ist atemberaubend. Sie gilt als eine der ältesten und grössten Festungen der Welt, und sie ist weitgehend unzerstört, weil sie von Regierungstruppen gehalten wird. Wo Assads Soldaten sitzen, fallen keine Bomben und nur wenige Granaten, weil die Rebellen nicht viel Munition besitzen. Statt Bogenschützen lauern nun Soldaten mit Zielfernrohrgewehren hinter dem uralten Gemäuer.

Beim zweiten Blick vom Hochhaus sind die Zerstörungen in den Rebellenvierteln, also vor allem im Osten der Stadt, unübersehbar. Rauch- und Staubsäulen steigen dort auf, wo Helikopter ihre Fassbomben abgeworfen haben, schlichte Metallbehälter, die mit Sprengstoff und Armierungseisen gefüllt sind. Es handelt

sich um kostengünstige, wenn auch höchst unpräzise Sprengkörper, weil Leitwerke wie bei gewöhnlichen Fliegerbomben fehlen. Die feigen Piloten fliegen so hoch, dass sich ihre Maschinen von blossen Auge kaum noch erkennen lassen. Für die Flugabwehr der Rebellen bleiben sie unerreichbar. Die Fassbomben taumeln durch die Luft, drehen sich und überschlagen sich und schicken ein warnendes Geräusch voraus, das ein bisschen wie ein Wasserfall klingt. Dann ein Blitz, der Boden zittert, ein Rauch- und Staupschiff schießt in die Höhe. Der gewaltige Knall kommt auf dem Hochhaus zuletzt an, wie ein Donnerrollen in der Ferne.

Nicht selten wirft Assads Luftwaffe nach der ersten Bombe auf dieselbe Stelle noch weitere ab, allerdings in gut kalkuliertem zeitlichem Abstand. Helfer eilen nämlich zum Ort des Einschlags, Bulldozer schieben Schutt beiseite, um Zugänge zu den Verschütteten freizumachen. Menschen mit abgerissenen Beinen oder Armen sitzen oder liegen auf der Strasse, in Hauseingängen, manche scheinen nicht zu wissen, was mit ihnen geschehen ist. Über alles hat sich der Staub der pulverisierten Gebäude gelegt – eine Welt in Nebelschwadern. Dann kommt die nächste Bombe. Sie soll die Helfer treffen, die Ambulanzen, die Feuerwehrautos. Assads Krieg kennt keine Gnade, er macht keinen Unterschied zwischen Zivilisten und Kämpfern.

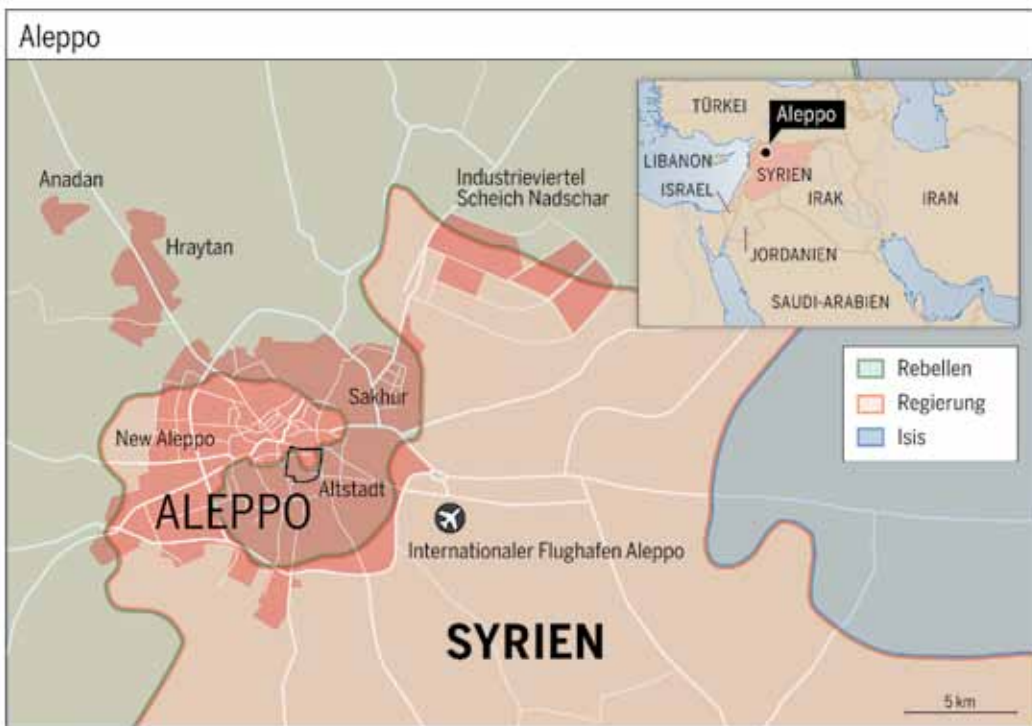
Weggebombte Minarette

Vom Dach des Hochhauses aus lässt sich die unsichtbare Front leicht erahnen. Es reicht, auf die Minarette der Moscheen zu achten: In den Regierungsvierteln sind die schlanken Türme unversehrt, aber in der von Rebellen kontrollierten Altstadt sind manche von Aleppos besonders alten Minaretten durch gezielten Panzerbeschuss umgestürzt. Oft ist nur noch ein Stummel übrig. Kein Zweifel, die Panzergranaten kamen von der anderen Seite, von der Armee. Durchs Fernglas kann man den ungefähren Frontverlauf verfolgen, anhand der Zerstörungen. Wie eine Sichel ziehen sich die ausgebombten Rebellenviertel vom Nordosten bis in den Westen Aleppos. Es gibt kaum einen Strassenzug ohne Beschädigungen. Die noblen Stadtteile im Nordwesten sind dagegen fast unversehrt, wenn man von den Gebieten in unmittelbarer Frontnähe absieht.

Für Opfer unter Zivilisten und Schäden an Häusern und Infrastruktur sind aber auch die Rebellen verantwortlich – wenn auch in viel kleinerem Ausmass. Mit selbstgebastelten Raketenwerfern terrorisieren sie die Viertel, die unter der Kontrolle der Armee sind. Und Kämpfer der Nusra-Front, der offiziellen Al-Qaida-Filiale in Syrien, haben eine wichtige Wasserpumpstation unbrauchbar gemacht. «Sie drohten der Regierung, dass sie die Wasserversorgung unterbrechen würden, wenn die Angriffe mit Fassbomben nicht aufhörten», erzählt Ghaith, ein lokaler Journalist,



Aleppo.



der jeden Tag mit seiner Kamera durch die Strassen streift und über die Bombardierungen und deren Opfer berichtet. «Aber das Regime liess sich nicht beeindruckt. Da zerstörte die Nusra-Front die Pumpstation. Und jetzt hat praktisch die ganze Stadt kein Wasser mehr, aber die Bombenangriffe gehen trotzdem weiter.» Die Menschen versorgen sich an Brunnen, so gut es geht. Überall begegnet man Kindern, die Wasserkanister nach Hause schleppen.

Die neueste Waffe der Rebellen sind Tunnel. Mit manchmal wochenlangen Grabungen arbeiten sie sich unterirdisch an die Stützpunkte der Regierungstruppen heran. Darunter platzieren sie dann viele Tonnen Sprengstoff. Die Soldaten wissen das und treiben ihrerseits den Bau von Tunneln voran, um jene der Rebellen rechtzeitig zu entdecken. Das erinnert an den Ersten Weltkrieg. Das bekannte Hotel «Carlton», gleich unterhalb der Zitadelle, wurde so in die Luft gesprengt. Regierungstruppen und Milizen hatten es zu einem Militärstützpunkt umfunktioniert. Aber auch wenn solche Angriffe spektakulär und wirksam sind, kommt ihr Zerstörungspotenzial nie an jenes der Helikopter mit ihren unpräzisen Fassbomben heran.

Überlebensstrategien

Wer Verwandte auf dem Land hat oder sich einen Aufenthalt im Ausland leisten kann, hat die ausgebombten Viertel längst verlassen. Zurückgeblieben sind die Ärmsten der Armen oder die Hartgesottenen, die ihre Stadt aus Prinzip nicht verlassen, die sich Assad unter allen Umständen widersetzen wollen. Vor dem Krieg hatte Aleppo mehr als drei Millionen Einwohner. Der von Regierungstruppen kontrollierte Westen und Süden beherbergt

immer noch eine grosse Zahl von Menschen, unter ihnen viele Flüchtlinge. Aber in den restlichen Teilen der Stadt sind es vielleicht nur noch 200 000 bis 300 000, wenn überhaupt. Ganze Viertel haben sich geleert, Häuserzeilen wurden eingeebnet, manche Gebäude sind wie Kartenhäuser eingestürzt. Vielerorts gibt es keine Fenster mehr, der Explosionsdruck der Bomben hat sie zum Bersten gebracht.

An Wohnraum herrscht kein Mangel. Die Menschen ziehen in Gebiete an der Front oder in besonders massive Gebäude. Dreistöckige Häuser gelten als unsicher. Bei Bombenangriffen stürzen sie ein, und die Menschen werden darin verschüttet. Sechsstöckige und höhere

«Hier eine schöne Stadt, mit Kebab und Softdrinks, da eine schreckliche Stadt voller Ruinen.»

Gebäude sind dagegen verhältnismässig sicher, vor allem wenn sie Betonmauern haben.

Unsere Gastgeber leben in einem solchen Wohnblock. Von aussen sieht er aus wie eine Ruine: Sämtliche Fenster fehlen, und die Fassade ist zerschossen und mit Löchern von Bombensplittern übersät. Vierzehn Fassbomben sind in der unmittelbaren Umgebung explodiert, doch der Block hat allem standgehalten. Die Gefahr droht nicht nur von oben, also von einer auf dem Dach einschlagenden Bombe. Fällt ein Sprengkörper auf die Strasse oder auf ein gegenüberliegendes Haus, bläst die Druckwelle die Fassaden der Nachbarhäuser weg, und die Schrapnells zerfetzen die Menschen, die sich darin aufhalten. Unser Gastgeber hat deshalb alle Fenster zugemauert. Wenn Flugzeuge oder Helikopter zu hören sind, versteckt man sich in jenem Raum, der von der

Strassenseite am weitesten entfernt ist. Das machen die meisten Menschen jetzt so.

Wir fahren mit dem Journalisten Ghaith durch die kaputte Stadt. Die Zurückgebliebenen müssen arbeiten und Geld verdienen, um zu überleben. Deshalb gibt es immer noch Gemüsestände am Strassenrand. Durch die offenen Autofenster dringt der Geruch von gegrilltem Fleisch. Ghaith verwirft die Hände und sagt: «Hier eine schöne Stadt, mit Kebab und Softdrinks, da eine schreckliche Stadt voller Ruinen. All das ist Aleppo. Es ist meine Stadt, und ich werde sie nicht verlassen. Lieber sterbe ich.»

Sterben ist nicht nur wegen der Luftangriffe eine Option. Viele Menschen können sich nicht mehr aus eigener Kraft ernähren. Eine junge Frau mit langen blonden Haaren und blauen Augen zum Beispiel. Sie sitzt mit ihren sechs Kindern in einem Hinterhof. Der Nachwuchs ist genauso blond und blauäugig wie die Mutter. Nur der Vater fehlt, die Frau ist Kriegswitwe. Überleben kann sie nur, weil sie von einem islamistischen Hilfswerk aus Saudi-Arabien Nahrungsmittel und Geld erhält.

Nur noch eine einzige Strasse

Gefahr droht den Ausharrenden vor allem auch von ausserhalb der Stadt. Im Nordosten sind die Regierungstruppen in das Industrieviertel Scheich Nadschar vorgedrungen, eine frühere Hochburg der Rebellen. Dass die Armee das schaffte, verdankt sie zwei Umständen: Einerseits muss sie sich kaum um ihre östliche Flanke kümmern, weil dort das Minikalifat der Terrortruppe Islamischer Staat im Irak und in Syrien (Isis) beginnt. Kämpfe zwischen den Radikalislamisten und Regierungstruppen sind selten, es scheint eine Art Stillhalteabkommen zu geben. Andererseits hat Assad Verstärkung durch viele tausend schiitische Dschihadisten erhalten, aus dem Irak, dem Libanon und Afghanistan. Sie bilden die Speerspitze der Regierungsoffensiven.

Damit kann sich das Regime voll und ganz auf die Front mit den Rebellen im Westen des Industrieviertels konzentrieren. Ziel ist es, einen Belagerungsring um die Stadt zu legen, ähnlich wie das in Syriens drittgrösster Stadt, Homs, geschehen ist. Den Rebellen und Zivilisten bleibt im Moment nur noch eine einzige Strasse, die nach Aleppo führt. Ins Stocken geraten ist der Versuch, die Metropole ganz abzuschneiden, allerdings durch den Vorstoss des Isis im benachbarten Irak. Viele irakische Dschihadisten packten darauf ihre Sachen, um die schiitischen Siedlungsgebiete in ihrem Heimatland vor den Terroristen zu schützen. Das schwächt Assads Streitmacht empfindlich. Das Unheil, das der Isis über den Irak gebracht hat, gibt Aleppo paradoxerweise eine kleine Atempause. Wie lange sie dauern wird, ist ungewiss. ○

Kratzer im Teflon

Greenpeace war schon immer eine umstrittene Organisation, doch bislang schienen die selbsternannten Öko-Krieger immun gegen jede Kritik. Das hat sich mit den jüngsten internen Skandalen geändert. Sie brachten Misswirtschaft, Vertuschungsmanöver und Doppelmoral ans Tageslicht. *Von Alex Baur*

Als Mitte Juni die Affäre um die verspekulierten Spendenmillionen bei Greenpeace International in Amsterdam aufflog, war dies für Kumi Naidoo noch lange kein Grund zur Aufregung. Gutgelaunt, jettete der Oberhäuptling der Regenbogen-Krieger nach Boston, um irgendeinen Award in Empfang zu nehmen. Diese Nonchalance ist typisch für Greenpeace. Kritik perlte an den selbsternannten Rettern der Welt bislang stets ab wie Wasser an einer Teflonpfanne.

Zwei Wochen später machte ein zerknirschter Naidoo auf Schadenbegrenzung, räumte Fehler ein und gelobte Besserung. «Viele der 150 Mitarbeiter in Amsterdam werden gehen müssen», berichtet der *Spiegel* unter Berufung auf Naidoo, «die Zentrale ist in Auflösung begriffen.» In Deutschland, spendentechnisch gleichsam der Heimmarkt, hatten Hunderte von Gönnern ihre Unterstützung aufgekündigt. Der finanziell ebenfalls wichtige Schweizer Ableger bat die Spender in einem Rundbrief «aus tiefstem Herzen um Entschuldigung».

Fundamentale Kritik an Greenpeace gab es weltweit immer wieder. 1997 ging der französische Enthüllungsjournalist Olivier Vermont, der Greenpeace als vermeintlicher Aktivist infiltriert hatte, in einem Buch («La face cachée de Greenpeace») hart ins Gericht mit der Umweltorganisation. Gemäss Vermont braucht sie die meisten Spenden von damals jährlich 180 Millionen Euro für den Unterhalt ihres Apparates. Der härteste Vorwurf: Greenpeace verschone Umweltsünder mit Kampagnen, sofern diese Ablasszahlungen leisteten.

Im angelsächsischen Raum wurden vor allem die Ziele von Greenpeace immer wieder hinterfragt («Die Schadensbilanz von Greenpeace», *Weltwoche* Nr. 42/13). Der prominenteste Kritiker ist der Kanadier Patrick Moore, Mitgründer von Greenpeace und langjähriger Geschäftsleiter. Mit ihren Kampagnen gegen den Einsatz von DDT zur Bekämpfung von Malaria oder gegen den genveränderten, aber vitaminreichen «Golden Rice», so Moores Vorwurf, habe die Umweltorganisation Millionen von Toten zu verantworten. Moore verurteilt auch die Angstkampagnen gegen Staudämme und Kernkraftwerke. Damit verhindere Greenpeace umweltfreundliche, zuverlässige und auch für ärmere Länder bezahlbare Alternativen zu den fossilen Dreckschleudern.

Umstritten ist Greenpeace vor allem in Schwellenländern. So setzte der indische Nachrichtendienst in einer kürzlich erstellten Analyse Greenpeace auf die Liste jener Organisatio-

nen, die «eine Bedrohung der nationalen wirtschaftlichen Sicherheit» darstellten. Gemäss dem Bericht sollen aus dem Ausland finanzierte NGOs das Wachstum «um zwei bis drei Prozent» hemmen. Wohlstandsmüde Westler mögen darob die Schultern zucken; in einem Land aber, das gegen die Armut kämpft, ist dies ein ernster Vorwurf. Greenpeace nimmt gemäss dem Bericht Einfluss auf die nationale Politik, was nach indischem Gesetz verboten wäre. Die Beschuldigten bestreiten dies, doch die Saubermänner befinden sich plötzlich in der Defensive.

Selbst in Deutschland kein Tabu mehr

Dass Greenpeace nun auch von deutschen Medien wie *Spiegel*, *Stern* oder *Focus* kritisiert wird, ist indes neu. Das Atom-Thema bleibt zwar ein Tabu, doch sogar die linke *Taz* wagt es mitunter, das Thema «Golden Rice» kontrovers zu diskutieren. In der Schweiz spielen die meisten Medien bei den Kampagnen von Greenpeace zwar nach wie vor mit und verbreiten die Panikdepeschen aus der PR-Küche kritiklos, so, als würde es sich um wissenschaftlich fundierte Befunde handeln. Doch sie haben merklich an Gewicht verloren.

Der jüngste Finanzskandal war selbst für den links-grünen *Tages-Anzeiger* zu viel. Chefredaktor Res Strehle tadelte die Misswirtschaft mit Spendengeldern in einem Leitkommen-

tar. Bei einem Jahresumsatz von 270 Millionen Euro dürfte der durch Währungsspekulationen verursachte Fehlbetrag von 3,8 Millionen Euro verkraftbar sein. Verheerender ist der Imageschaden. Gemäss Recherchen des britischen *Guardian* sollen die Machenschaften intern bereits im August 2013 aufgefliegen sein. Dass man den Skandal fast ein Jahr lang zu vertuschen versuchte, macht es nicht besser.

Letzte Woche wurde zudem bekannt, dass ein Kadermann von Greenpeace per Flugzeug zwischen seinem Wohnort in Luxemburg und Amsterdam pendelt, auf Kosten der Spender. Damit wurde ein alter Widerspruch ruchbar, den Moore schon lange rügt: «Sie kämpfen mit 30 Millionen Dollar teuren Dieselschiffen gegen Ölplattformen – das geht nicht auf.»

Die Aktion gegen Gazprom in der Arktis vom letzten Herbst war ein Flop. Die von russischen Einheiten kurzerhand verhafteten Aktivisten kamen zwar nach ein paar Wochen wieder frei, doch das Schiff, die «Arctic Sunrise», sitzt nach wie vor in Murmansk fest. Früher wäre die Befreiung des Schiffs eine Steilvorlage für eine Greenpeace-Kampagne gewesen. Doch diese Zeiten scheinen passé. Gemäss Recherchen des *Guardian* wurde eine solche Kampagne «unter den aktuellen politischen Umständen» von den Greenpeace-Strategen als «a wasted effort» verworfen. Auf Deutsch: ein aussichtsloses Unterfangen. ○



Saubermänner in der Defensive: Greenpeace-Aktivist.

Der Anti-Armstrong

Für Chris Froome legen sogar die härtesten Doping-Rechercheure ihre Hand ins Feuer. 2013 gewann der Bergspezialist aus Kenia sensationell die Tour de France, nachdem er aus dem Schatten des früheren Tour-Gewinners Wiggins gefahren war. Dieses Jahr startet er als Teamleader. *Von Martin Born*



Tourist und Superstar: Chris Froome.

Bradley Wiggins fühlt sich als «Kilburn kid». Er ist verbunden mit dem irisch geprägten, höchst multikulturellen Stadtteil Londons. Er mag die Pubs, und nach einem ersten Olympiasieg in der Einzelverfolgung 2004 in Athen war er dort ein gerngesehener Dauergast mit einer gefährlichen Neigung zum Alkoholismus. Er war auf den Spuren seines Vaters Gary, auch er ein Rad-Profi, der die Familie früh verlassen hatte und nach einer brutalen Schlägerei in Australien in einem Spital starb.

Wiggins wollte nicht werden wie er. Er rappelte sich auf und suchte neue Ziele. Nach dem Gewinn zweier weiterer Goldmedaillen auf der Bahn (Einzel- und Mannschaftsverfolgung) 2008 in Peking suchte er sein Glück auf der Strasse. Vier Jahre später durfte er sich als erster britischer Tour-de-France-Sieger feiern lassen. Weil er gleich danach bei den Olympischen Spielen im eigenen Land auch noch Gold im

Zeitfahren gewann, wurde er von der Königin geadelt. Er ist seither nicht mehr nur «Wiggo», wie sie ihn nannten, sondern Sir Bradley.

Als fürsorglicher Familienvater ist der einzige ernannte Ritter der Landstrasse nach dem Stressjahr mit Tour de France und Olympia zwar nicht mehr abgestürzt. Doch die Motivation, sich noch einmal mit letzter Konsequenz auf eine Tour de France vorzubereiten, fand er nicht mehr. Er gewann zwar in diesem Jahr die Kalifornien-Rundfahrt, doch das genügte nicht, um zum Tour-Aufgebot des britischen Team Sky zu gehören. Dort hat vor einem Jahr ein anderer das Zepter übernommen, und der gehört seit Wiggins' Tour-Sieg vor zwei Jahren nicht mehr zu dessen Freunden. Chris Froome hatte damals seine eigenen Chancen opfern müssen, um dem populärsten Briten zum Tour-Sieg zu verhelfen. Wie er in seiner Autobiografie «The Climb» erzählt, hätte er schon damals das

wichtigste Rennen der Welt gewinnen können, wenn er in den Bergen nicht auf den Kollegen im gelben Trikot hätte warten müssen. Wiggins, so klagt er, habe sich danach nicht einmal bedankt.

Korrupter Verbandspräsident

Vor einem Jahr holte Froome das Verpasste nach. Als mit Abstand bester Zeitfahrer unter den Bergspezialisten durfte er sich auf den Champs-Élysées als erster Sieger feiern lassen, der in Afrika geboren wurde, sich als Afrikaner fühlt und nur deshalb nicht mit kenianischer Lizenz fährt, weil der korrupte Verbandspräsident des Landes nur für sich selber schaute und sich zu sehr in Froomes ersten Erfolgen sonnte, ohne etwas für den Radsport im Land zu tun.

Froomes Geschichte entstammt dem Märchenbuch. Geboren wurde er in Karen, einem verhältnismässig noblen Vorort von Nairobi,

der seinen Namen der dänischen Schriftstellerin Karen Blixen («Out of Africa») verdankt. Sein Vater organisierte Safaris, Geld war genug vorhanden, doch Chris fühlte sich unter den Weissen nicht besonders wohl. Seine Freunde waren Afrikaner, er sprach Suaheli und genoss das wilde Leben. Als Haustiere hielt er sich zwei Boas, die er selber gefangen hatte. Als die Firma des Vaters Konkurs machte, dieser sich auch noch von seiner Frau trennte und mit seiner Freundin nach Südafrika auswanderte, änderte sich wenig in Froomes Leben. Die Mutter hatte gerade noch genügend Geld, um zu überleben. Und das reichte knapp aus, um dem Sohn das Hobby zu finanzieren: Velo fahren. Bei den Giraffen, Elefanten und Antilopen. Mit einem Mentor namens David Kinjah, der Ende 2002 als erster Afrikaner Profi wurde.

Kinjah war ein guter Bergfahrer und unterschrieb einen Vertrag bei der italienischen Mannschaft Index Alexia. Doch bevor 2003 das erste Rennen stattfand, ging dem Sponsor das Geld aus. Kinjah arbeitete in einer Velowerkstatt und kehrte bald nach Kenia und zu seinen Safari Simbas zurück. Dieses Team hatte er gegründet, um junge Afrikaner in den Radsport einzuführen. Chris Froome war elf, als er beim «Schwarzen Löwen» (wie sie Kinjah in Europa nannten) andocken konnte. Als einziger Weisser unter Schwarzen verbrachte er jedes Wochenende und all seine Ferien in Kinjahs Hütte. Auch nach Abschluss der Primarschule, als ihn sein Vater zur Ausbildung nach Johannesburg holte, kehrte er in seinen Ferien stets zu Kinjah zurück.

Froome will leiden

Er war verbissen wie kein anderer, hielt mit den älteren Freunden bis zum Umfallen mit, gab nie auf. Qualitäten, die, so ist er überzeugt, ihn noch immer auszeichnen. Froome ist ein Trainings-Wahnsinniger. Wenn er auf dem Rad sitzt, will er leiden. Schmerzen sind da, um so lange ausgereizt zu werden, bis das Adrenalin fließt und er sich in der letzten halben von sechs Stunden endlich richtig wohl fühlt. Erholungspausen in den Trainings betrachtete er stets als Gift. Heute ist das nicht anders. Die ausgetüftelten Trainingspläne des Team Sky, so erklärt er in seinem Buch, betrachtet er als Anregung. Weil er an die Gegner denkt, die sich vielleicht an zu milde Pläne halten und mal eine Kaffeepause einlegen, will er sie schon im Training überlisten. Indem er die Intensität erhöht und manchmal ein paar Stunden anhängt. Das SRM-Gerät, das sein Training peinlich genau aufzeichnet, schaltet er dann einfach aus.

Weil er auch in Südafrika eisern trainierte, am liebsten frühmorgens um fünf Uhr, wenn es noch eisig kalt war und er sich trotzdem ohne lange Hosen oder Ärmel der Weichheit verweigerte, machte er jene Fortschritte, die ihn von Europa träumen liessen. Er schaffte es ins kenianische Nationalteam und als «Exote» an

die Commonwealth Games. 2006 erschlich er sich einen Start bei den Weltmeisterschaften in Salzburg. Weil er dem Verbandspräsidenten manchmal beim Erledigen der Mails geholfen hatte, konnte er sich den Code merken, um sich beim Verband einzuloggen. Dann meldete er sich für die beiden U-23-Rennen an. Allein und ohne Geld reiste er nach Salzburg. Er war sein eigener Teamchef und sorgte für Aufsehen, weil er bei strömendem Regen zur Sitzung der Teamchefs erschien und wie ein nasser Pudel im Festsaal sass. Immerhin weckte er das Erbarmen der Südafrikaner, die ihn danach betreuten. Im Zeitfahren rammte Froome schon nach wenigen Metern einen Streckenposten. Es

Froome musste auf Wiggins warten und verlor 18 Sekunden, die ihm am Schluss zum Gesamtsieg fehlten.

reichte noch zum 38. Rang. Das Strassenrennen beendete er mit dem ersten Feld. Er hatte erste Referenzen, und 2007 unterschrieb er beim kleinen südafrikanischen Team Konica Minolta seinen ersten Profi-Vertrag. Im gleichen Jahr erhielt er ein Stipendium des Weltradsportverbandes (UCI) für einen Stage im Zentrum von Aigle.

2008 wechselte er zum südafrikanischen Team Barloworld, für das er ein Jahr später als erster Kenianer die Tour de France bestritt. Im Klassement der jungen Fahrer belegte er den elften Rang, was Dave Brailsford, den «Vater» der britischen Medaillenflut auf der Bahn, auf ihn aufmerksam machte. Brailsford hatte sich in den Kopf gesetzt, ein Strassenteam auf die Beine zu stellen, das innerhalb von fünf Jahren den ersten britischen Tour-de-France-Sieger hervorbringen sollte. Mit dem TV-Giganten Sky als Sponsor.

Froome war talentiert, hatte schier unglaubliche Trainingswerte, doch taktisch und technisch war er ein Anfänger, der alles falsch machte, was man falsch machen konnte. Doch nicht nur deshalb dauerte es drei Jahre bis zu seinem Durchbruch. Er hatte gesundheitliche Probleme, deren Ursache sich erst anlässlich eines Besuchs bei einem Arzt in Nairobi fand: Er litt wie 200 Millionen Menschen in der Dritten Welt an Bilharziose, einer Tropenkrankheit,

deren Erreger ein Saugwurm ist, der sich von Blut ernährt.

2011 lief Froomes Vertrag mit dem Team Sky aus. Er sah schwarz für seine Zukunft, doch der Zufall half ihm. Weil sich ein Teamkollege kurz vor dem Start verletzte, rutschte er als Ersatz ins Aufgebot der Spanien-Rundfahrt. Sein Job: Wasserträger. Er selber sah sich eher als «Leutnant» des erklärten Leaders Bradley Wiggins. Als Mann, der in den Bergen bis zuletzt beim Chef bleibt, um ihn zu unterstützen. Er schaffte es, indem er sich in den ersten Bergetappen auch dann nicht abhängen liess, wenn er zuvor für die Kollegen Wasser im Teamfahrzeug geholt hatte. Dann packte er seine Chance. Im Zeitfahren zeigte er das Rennen seines Lebens, er war schneller als Wiggins, und am Tag danach, nach einer Bergankunft, erkämpfte er sich das rote Trikot des Vuelta-Leaders.

Chef im Team blieb aber Wiggins, und das war ein Fehler der Teamleitung, die «Froomey» nicht richtig trauen wollte. In der entscheidenden Bergetappe musste Froome auf den dreifachen Olympiasieger warten, und dabei verlor er mehr als die achtzehn Sekunden, die ihm am Schluss zum Gesamtsieg fehlten. Immerhin: Er wurde Zweiter und hatte für die Vertragsverhandlungen gute Karten in der Hand.

Sieg mit vier Minuten Vorsprung

Schliesslich blieb Froome bei Sky. Unter der Bedingung, dass er in der Tour de France auf die Gesamtwertung würde fahren können. Das durfte er dann auch, aber nur als Back-up für Wiggins und für den Fall, dass dieser stürzen oder eine Schwäche erleiden würde. Es kam zum Eklat: Im Schlusssaufstieg von La Toussuire fühlte sich Froome so stark, dass er angriff. Wiggins fühlte sich verraten, der Sportliche Leiter piff Froome via Funk energisch zurück. Seit her haben sich der Londoner, der mit der sofortigen Heimreise drohte, und der Kenianer nicht mehr viel zu sagen.

Wiggins siegte, Froome wurde Zweiter. Aber allen war klar, dass bei der nächsten Tour de France der Leader Froome heissen würde. Dass alle für den Mann fahren würden, der so komisch auf dem Velo sitzt und mit seinen schwingenden Armen eher wie ein Tourist aussieht. Und der, wenn er angreift, im Sattel sitzen bleibt und einfach nur die Beine wirbeln lässt.

Christopher Froome gewann die Tour de France 2013 mit über vier Minuten Vorsprung auf den Kolumbianer Nairo Quintana. Der Radsport feierte einen Superstar, wie es ihn noch nie gegeben hatte – einen Anti-Armstrong, für den Grossbritanniens schärfster Doping-Rechercheur, der *Times*-Journalist David Walsh, die Hand ins Feuer legen würde. Walsh, der in zwei Büchern Armstrongs Dopingpraktiken lange Jahre vor dessen Geständnis nachwies, ist Co-Autor der brillant geschriebenen, selbstironischen und äusserst unterhaltsamen Froome-Autobiografie. ○



Koscherer Sex

Er war regelmässiger Gast bei Talk-Star Oprah Winfrey, hat eine eigene Radiosendung, verfasst Kolumnen im Studentakt und war mit Michael Jackson befreundet – vor allem aber schrieb Shmuley Boteach Bücher über Lust und Liebe. Eine Begegnung mit dem «Rabbiner der Welt». Von Peter Bollag

So hat man ihn sich nicht unbedingt vorgestellt: ziemlich klein, eher etwas untersetzt, mit durchdringenden Augen. Nur: Wie muss man sich einen Rabbiner überhaupt vorstellen, dessen Hauptgeschäft die Beschäftigung mit Sex und allem, was damit zusammenhängt, zu sein scheint? Der folgerichtig von seinem Gesprächspartner gleich als Erstes wissen will: «Was denken Sie, wie viel Minuten Sex hat ein durchschnittliches Ehepaar in einem westlichen Industrieland in der Woche?», auch gleich die entsprechende Antwort bereithält und mit einem Scherz verbinden kann: «Es sind sieben, und da ist das inständige Bitten des Ehemannes schon mit dabei.» So etwas aus dem Munde eines Rabbiners mit schwarzem Käppchen und Bart, also eines Manns, der landläufig als orthodoxer Rabbiner zu gelten scheint. Ein Mann Gottes, der gemäss eigenen Angaben zu hundert Prozent nach der Halacha, dem jüdischen Religionsgesetz, lebt und seine neun Kinder zusammen mit seiner Frau Debbie auch so erzo-gen habe beziehungsweise erzieht.

Rabbiner Boteach, vor 48 Jahren in Los Angeles geboren und anschliessend in Miami gross geworden, spielt offensichtlich gekonnt und gerne damit, dass er sich nicht in eine Schub-lade stecken lässt. Denn der charismatische Rabbiner hat offensichtlich schon vor Jahren erkannt, dass im religiösen Judentum (und wohl nicht nur da) bis weit hinein in säkulare Kreise ein grosser Graben besteht: Da sind auf der einen Seite die orthodoxen Rabbiner, in ihren Gemeinden strikt respektiert oder sogar gefürchtet. Über ihre Lippen würde schon nur das Wort Sex niemals kommen. Und da gibt es auf der anderen Seite die liberalen Rabbiner, die zwar weniger oder keine solche Berührungs-ängste haben, umgekehrt von der orthodoxen Gemeinschaft aber oft nicht einmal zur Kenntnis genommen werden. Zwischen den beiden Gräben sozusagen hat sich in den USA also in-zwischen Rabbiner Shmuley Boteach etabliert, so etwas wie der theologische jüngere Bruder von «Dr. Ruth» Westheimer, der bekannten Sexberaterin.

Unpersönlicher Sex

Es begann mit einem kleinen Buch, das Boteach vor fünfzehn Jahren geschrieben hatte, als er für die orthodoxe Gruppierung Chabad Luba-witsch, der er sich auch heute noch angehörig fühlt, als Gemeinderabbiner im englischen Ox-ford tätig war. Schon damals sei ihm in der Uni-versität eines aufgefallen, erzählt er heute, und

viele persönliche Gespräche hätten es ihm be-stätigt: wie wichtig der Sex den Studentinnen und Studenten gewesen sei, schon damals, in den neunziger Jahren! Und das im konservativ-zurückhaltenden Grossbritannien! Und wie unpersönlich gleichzeitig offenbar dieser Sex in den meisten Fällen abgelaufen sein musste gemäss dem, was Boteach immer wieder ge-schildert worden ist. So bemerkte er, dass der Ausdruck «Sex is fun» sich – vor allem für junge Frauen – nicht selten geradezu ins Gegenteil gekehrt habe: «Wie fühlt sich eine Frau, die eine tolle Nacht mit einem Mann verbracht hat und dann erfahren muss, dass dieser damit in allen Details bei seinen Kollegen oder gar im Internet prahlt? Sie wird den Satz «Sex is fun» sicher nicht mehr unterschreiben, das ist klar!» Die of-fensichtliche Diskrepanz zwischen der Vorgabe vieler junger Menschen, Sex als das Grösste in

«Erotik gehört unbedingt zur Ehe, zu Beziehungen – Liebe kommt da erst an zweiter Stelle.»

der Welt empfinden zu müssen, und einer Real-ität, in der das oft eben gerade nicht der Fall war, machte ihn stutzig – und kreativ.

Boteach schrieb also sein Buch «Kosher Sex: A Recipe for Passion and Intimacy», der deutsche Titel lautet «Koscherer Sex – Ein Leitfaden für Leidenschaft und Intimität», bis heute ein Rie-senerfolg. Das Buch erlebte mehrere Auflagen und wurde in zahlreiche Sprachen übersetzt – Boteach kostete es allerdings seine Stelle als Rabbiner von Oxford und den Rückhalt in einem grossen Teil der jüdischen Orthodoxie, davon mehr weiter unten. Dafür wurde ihm die Aufmerksamkeit der nichtjüdischen Aussen-welt entgegengebracht, in der er sich heute, nach eigenen Aussagen, trotz seines ortho-doxen Lebensstils meist bewegt.



«Unglaublich neugierig»: Jackson (M.), Boteach.

Diese Aufmerksamkeit dürfte ihm auch mit seinem neuesten Buch sicher sein, das dieser Tage erschienen ist. Sozusagen die Steigerung von «Kosher Sex», nämlich «Kosher Lust». Dieser Neuerscheinung mit dem vielsagenden Untertitel «Love Is Not the Answer» und einem angebissenen Apfel auf dem Cover ist es vermutlich auch zu verdanken, dass der in den USA überaus populäre Gottesmann auch in der Schweiz, nämlich in Basel, kurz Station machte, um hier, in der Jüdischen Gemeinde, über das Buch zu sprechen und es auch gleich zu verkaufen.

Mysterien der Beziehung

Zunächst einmal muss der Begriff definiert werden: Lust, so erklärte er seinen Zuhörern, habe mit «Liebe» rein gar nichts zu tun, des-halb auch der Untertitel: «Wie viele Ehemän-ner erklären, sie liebten ihre Frau, betrügen sie dann aber mit der Sekretärin oder sonst einer verfügbaren Frau ihrer Umgebung?» Lust in der Ehe – von der spricht Rabbiner Boteach vor allem – basiere nach der Überzeugung der jüdischen Religion auf drei Säulen: erstens auf der nicht ständigen Verfügbarkeit von Sex, zweitens auf einem gewissen Mysterium innerhalb einer Beziehung. Vor allem aber: auf der Erotik. «Erotik gehört unbedingt zur Ehe, zu Beziehungen – Liebe kommt da erst an zweiter Stelle.» Wenn Liebe zuerst käme, fol-gert der Rabbi, «dann wäre es doch am besten, Männer und Frauen blieben ein Leben lang zu Hause bei ihren Eltern». Nur da bekämen sie die reine Liebe, aber: «Sie wollen mehr, vor allem die Frauen: Sie wollen begehrt, erobert werden.» Dazu müsste auch der eigene Mann erfinderischer sein, als es viele heute sind.

Der Rabbiner, dessen Eltern sich trennten, als er acht Jahre alt war, versucht der nichtjüdi-schen Umwelt also irgendwie jüdische Werte zu vermitteln, und immerhin lässt er es dabei nicht bloss beim Blick in die Betten bewenden. Sondern der Blick geht hinaus in die Welt: Eben war er in Ruanda, wo er an den Zwanzig-Jahre-Gedenkfeiern der Massaker teilnahm – Gedenken an Opfer von Massenmorden: ein jüdisches Thema. Er setzte sich dafür ein, dass der als links geltende Hollywood-Schauspieler Sean Penn von jüdischen Organisationen ge-hrt wird, weil dieser bei Boliviens Präsident Evo Morales die Freilassung eines orthodoxen Juden erwirkte, der in die Mühlen der Justiz in diesem südamerikanischen Land geraten und von der Todesstrafe bedroht gewesen war.



Sieben Minuten Sex: Shmuley Boteach.

Und dann die jahrelange Freundschaft mit Popstar Michael Jackson – die vielen gemeinsamen Gespräche brachte der Rabbiner unter dem Titel «The Michael Jackson Tapes» heraus: «Michael wollte vieles wissen, über das Judentum, über das Leben, er war unglaublich neugierig», erzählt er. Auf die Bemerkung einer ZuhörerIn, Michael Jackson sei doch gar nicht jüdisch gewesen, meint er entrüstet: «Sie müssen doch nicht jüdisch sein, um ab und zu einen Rabbiner zu brauchen!» In diesem Satz steckt auch das Lebensmotto von Shmuley Boteach.

«Ist das eine jüdische Haltung?»

Er, der also längst keiner Gemeinde mehr vorsteht, sieht sich als eine Art «Rabbiner der Welt», *Newsweek* bezeichnete ihn als einen der «fünfzig einflussreichsten Rabbiner der USA», wie immer die Zeitschrift auch auf diese Rangliste gekommen war. Und folgerichtig versuchte er es auch schon mit einem Ausflug in die Politik: Bei den Wahlen 2012 trat er im Staat New Jersey, wo er schon viele Jahre lang wohnt, als republikanischer Kandidat für den Kongress an – und verfehlte die Wahl nur sehr knapp.

Als *die-hard*-Republikaner sieht er sich allerdings nicht, er findet sogar lobende Worte für Präsident Obama, zumindest solange es nicht um die Nahostpolitik oder die Atomwaffen des Iran geht; in diesen speziellen Bereichen allerdings spart er nicht mit Kritik am ersten Mann des Landes: «Wieso benützt er seinen Einfluss als wichtigster Mann der westlichen Welt und glänzender Rhetoriker nicht, um beispielsweise die Vorgänge in Syrien klar anzusprechen und zu benennen – oder das, was eine Organisation wie die Hamas in Gaza mit ihren eigenen Menschen macht?»

Die Frage ist rhetorisch, was es dem Journalisten erlaubt, ein weiteres Thema anzusprechen: Neben «Kosher Sex» und «Kosher Lust» (und vielen weiteren Büchern) schrieb der Rabbi 2012 noch ein Buch mit einem noch provokativeren Titel: «Kosher Jesus»; darin habe er vor allem den Christen die jüdischen Wurzeln von Jesus aufzeigen wollen, sagt Boteach. Reagiert habe indes vor allem ein Teil der jüdischen Orthodoxie: Er wollte mit dem Buch nichts zu tun haben, verschiedene Rabbis untersagten ihren Schäfchen sogar, «Kosher Jesus» auch nur in die Hand zu nehmen, in diesen Kreisen ist Boteach seither *persona non grata*. Etwas, das ihn sichtlich traurig macht und einen langen Moment innehalten lässt, seine sonstige Selbstsicherheit hat sich irgendwie zwischenzeitlich verabschiedet: «Wie kann man ein Buch verdammen, das man gar nicht gelesen hat? Ist das eine jüdische Haltung, nicht immer alles zu hinterfragen, auch sich selbst?», fragt er.

In diesem Augenblick dämmert es vielleicht auch ihm, dass es nicht immer nur der Sex ist und was damit zusammenhängt, was Menschen auf die Barrikaden steigen lässt. ○

Stoff der Sieger

Milch ist nicht bloss der Muntermacher der Natur. Milch hat den Europäern zum kulturellen Durchbruch verholfen. Archäologen enthüllen die Erfolgsgeschichte einer rasanten Genmutation mit grandiosen Folgen. *Von Urs Gehriger*

Der Geschmack meiner Kindheit war der Geschmack von Vollmilch. Wir schmierten goldgelbe Butter aufs Brot, assen Jogurt, manchmal drei, vier am Tag, verzehrten Riesenstücke Emmentaler, die unser Grossvater, Käsermeister im Luzernischen, grosszügig aus seinen Käseläiben herausschnitt. Und wenn wir in den Ferien Milchmann Marti Hand reichten, wenn er in einem kleinen Molkereibus durchs Quartier tingelte und Rohmilch im *Chessi* feilbot, bekamen wir zum Lohn ein Tamtam.

Skeptisch beobachtete ich das Aufkommen von Magermilch, Sojamilch, Margarine, Diät-Jogurt, der ganzen Weight-Watchers-Gesundheitslinie, die aus Amerika zu uns herüberschwappte, von der hiesigen Fettpolizei und den Ernährungssheriffs wärmstens empfohlen – nach deren Verzehr man aber noch hungrier war als zuvor. Auch der despektierliche Schmähruf «Milchbubi» konnte mir nichts anhaben. Seit ich mit vierzehn Jahren gesehen hatte, wie James Dean in seiner grössten Rolle als Jim Stark in «Rebel Without a Cause» nach nächtlichem Autoduell erschöpft den Kühlschrank aufriss, die Milchflasche ansetzte und mit dem Milchglas Stirn und Wangen abkühlte, wusste ich: Milch ist der Kraftstoff des Lebens.

Winzige genetische Veränderung

Da seither das Magerdiktat kontinental um sich gegriffen hat, erblickte ich mit heiterer Genugtuung jüngst einen Artikel in *Nature*, der britischen Fachzeitschrift für Naturwissenschaften, mit dem famosen Titel: «The milk revolution»

(Die Milch-Revolution). «Als eine einzige Genmutation es den Steinzeit-Europäern ermöglichte, Milch zu trinken, schuf sie die Bühne für den kontinentalen Aufbruch», schrieb das renommierte Magazin. Verdankt Europa seine kulturelle Dominanz, die es jahrhundertlang ausstrahlte, also dem weissen Saft der Kuh?

Der Artikel machte aufmerksam auf einen Fakt, den Europäer gerne übersehen (oder von dem sie gar nichts wissen). Als Milchtrinker gehören wir zu einer kleinen Minderheit. Die meisten Erwachsenen in Asien und Afrika – fast drei Viertel der Weltbevölkerung – reagieren auf Kuhmilch mit Übelkeit, Blähungen und Durchfall. Die meisten Europäer hingegen tra-

Unsere Simmentaler Kühe haben türkische Ahnen.

gen eine winzige Veränderung auf Chromosom 2, die es ihnen erlaubt, die Laktose (Milchzucker) ohne Bauchweh zu zerlegen und Milch bedenkenlos und in grossen Mengen zu konsumieren. Diesen Vorteil verdanken wir einem Enzym mit dem Namen Laktase, das den Milchzucker aufspaltet.

Verfügt ein Mensch zeitlebens über Laktase, spricht man in Fachkreisen von Laktasepersistenz. Ein Blick auf die Laktase-Karte zeigt: In Zentral- und Nordeuropa liegt das Milchsloss der Welt, die Bastion der Milchtrinker. Bei den Briten, Irländern und Skandinavien ist die Milchverträglichkeit mit über

90 Prozent am höchsten (siehe Karte Laktase-Hotspots).

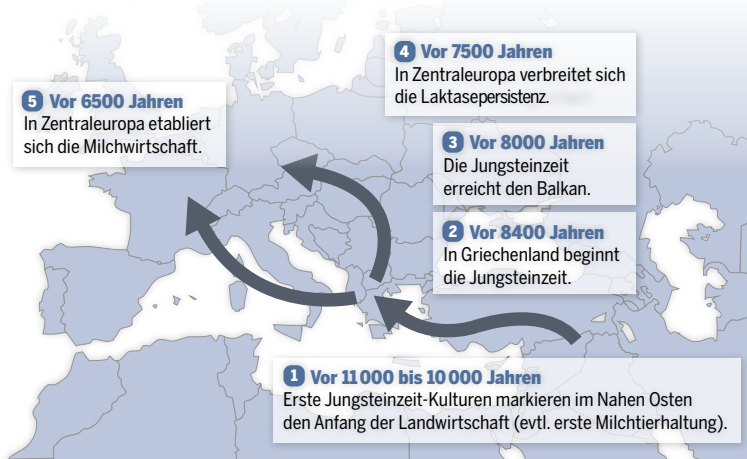
Die heutige Verteilung dieser Genmutation legt nahe, dass die Milchwirtschaft im Herzen Europas begonnen hat. Doch weit gefehlt. «Die Laktasepersistenz entstand nicht dort, wo sie heute am häufigsten vorkommt», sagt der Anthropologe Joachim Burger von der Johannes-Gutenberg-Universität Mainz, der sich seit Jahren mit den Ursprüngen des Milchtrinkens beschäftigt. Schliesslich nehme man ja auch nicht an, dass in Südamerika die Wiege des Katholizismus liege, bloss weil heute dort die meisten Katholiken leben.

Welcher Mensch also hat mit dem Milchtrinken begonnen? Welche Vorteile erwachsen ihm daraus? Die Antwort beginnt mit der Kuh, dem ergiebigsten Milchlieferanten. In Form des wilden Auerochsen war sie in Europa seit der Steinzeit verbreitet, nicht aber als domestiziertes Rind. Anhand von Genuntersuchungen an Rinderknochen aus der Jungsteinzeit gelang es den Mainzer Forschern um Joachim Burger erstmals, die Herkunft des europäischen Hausrindes aufzuklären. Demnach stammt sämtliches Rindvieh in Europa von einer kleinen Anzahl weiblicher Auerochsen aus Anatolien ab. Mit anderen Worten: Unsere Simmentaler Kühe haben türkische Ahnen.

Mit dieser Erkenntnis war die Milchproduktion allerdings noch nicht nachgewiesen. Vielleicht züchteten die ersten Viehbauern, die vor rund 8000 Jahren aus dem Orient nach Anatolien einwanderten, das Tier ausschliesslich für den Fleischverzehr.

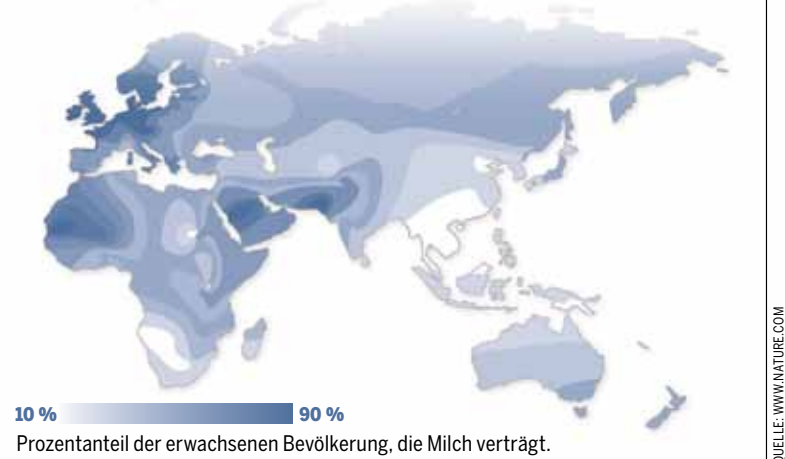
Milch erobert Europa

Im Zuge der Entwicklung von Jägern und Sammlern zu Viehzüchtern und Ackerbauern in der Jungsteinzeit breitete sich die Milchwirtschaft vom Nahen Osten nach Europa aus.



Laktase-Hotspots

Nur ein Viertel der Weltbevölkerung produziert das Enzym Lactase, das einem Erwachsenen ermöglicht, beschwerdefrei Milch zu trinken.





Milch schuf die Bühne für den kontinentalen Aufbruch: Heidi Klum in der Werbung «Got Milk», 2008.

Die nächste Etappe auf der Suche nach der frühen Milchwirtschaft legten Forscher am Nationalmuseum für Naturgeschichte in Paris zurück. In langjähriger Arbeit entwickelten sie neue Methoden, um selbst an uralten Tierknochen verlässliche Spuren der Milchwirtschaft abzulesen. In ihrem Fokus standen Knochen von Kälbern. Denn wer Rinder primär für Milchwirtschaft züchtet, führt Kälber vor ihrem ersten Geburtstag auf die Schlachtbank, damit ihre Mütter weiter gemolken werden können. Wenn man also nachweisen könnte, dass viele Jungtiere regelmässig im ersten Lebensjahr getötet wurden, wäre dies ein starkes Indiz für das Melken.

Tatsächlich gelang genau dies der Forschergruppe um den Archäozoologen Jean-Denis Vigne. Sie fand an 6000 bis 8000 Jahre alten Fundstätten zahlreiche Knochen von sehr jungen Kälbern und alten Muttertieren. Vignes Team kam zum Schluss: Diese Kälber wurden nur gehalten, damit die Kühe Milch geben konnten. Nachdem sie diesen Zweck erfüllt hatten, wurden sie verspeist. So faszinierend die Knochenfunde waren, sie hatten einen Makel. Sie konnten die Milchnutzung nur indirekt belegen. Die nächste Frage lautete: Was machten die Bauern mit der Milch, die sie molken?

In den siebziger Jahren grub Archäologe Peter Bogucki in einer Steinzeitsiedlung in den

fruchtbaren Ebenen Zentralpolens, als er auf eine Reihe von seltsamen Artefakten stiess. Die Menschen, die dort gelebt hatten, hatten Töpfereifragmente hinterlassen, welche mit kleinen Löchern übersät waren. Es sah so aus, als wäre der rote, raue Lehm mit Strohhalmen perforiert worden, bevor er gebrannt wurde. Die archäologische Literatur durchforstend, fand Bogucki andere Beispiele von perforierter Töpferei. «Sie waren so ungewöhnlich – die Forscher hatten sie fast immer in ihre Publikationen aufgenommen», sagt Bogucki, Forscher an der Princeton University in New Jersey.

Das Geheimnis um die Tonscherben blieb ungelöst, bis 2011 Mélanie Roffet-Salque sie hervorholte und nach Nahrungsrückständen untersuchte. Die Geochemikerin an der Universität Bristol fand Spuren von Milchfetten: ein klarer Beleg dafür, dass frühe Bauern diese Tongefässe als Sieb verwendet hatten, um fette Milchbestandteile von flüssiger Molke zu tren-

Was machten die Bauern mit der Milch, die sie molken?

nen. Das chemische Nachweisverfahren der Uni Bristol gilt als absolut zuverlässig. «Wir reden hier wirklich von harten Beweisen und nicht von irgendwelchen Interpretationen», unterstreicht Biochemiker Richard Evershed, Leiter des Forschungsteams aus Bristol. Somit sind die polnischen Fundstücke die ältesten bekannten Nachweise für das Käsen in Europa.

Stück um Stück begann sich die Geschichte der Milchwirtschaft zu einem Bild zusammenzufügen. Doch fehlten entscheidende Puzzlesteine. Zwar wusste man nun, dass Jungsteinzeitmenschen Milch zu anderen Produkten verarbeiteten. Noch war jedoch nicht klar, wann und wo erwachsene Menschen zum ersten Mal Frischmilch konsumierten.

Der menschliche Normalzustand

Evolutionär ist Laktoseintoleranz eigentlich der menschliche Normalzustand. Nach den ersten Kinderjahren schaltet ein Gen das Verdauungssystem um, ab dann kann keine Laktose – und somit keine Milch – mehr verdaut werden. Menschen mit Laktoseintoleranz können deshalb als Erwachsene nur Milchprodukte aus vergorener Milch konsumieren, denn beim Vergären wird die Laktose abgebaut. Menschen mit dem mutierten Milchtrinker-Gen hingegen können ihr ganzes Leben lang auch Frischmilch geniessen.

Die Schlüsselfrage lautete folglich: Welche Menschen haben wann das erste Milchtrinker-Gen entwickelt? Anthropologe Burger und sein Forschungsteam von der Universität Mainz lieferten die Antwort und damit das fehlende Glied in der Milchkette. Auf der Suche nach dem Milchtrinker-Gen untersuchten sie



Abkühlung nach nächtlichem Autoduell: James Dean in «Rebel Without a Cause».

menschliche Gebeine in ganz Europa. Dabei fanden sie heraus, dass die Einwanderer in Anatolien anfänglich noch keine Milchtrinker waren. Die orientalischen Einwanderer assen zuerst nur Vergorenes. Sie waren noch darauf angewiesen, die Milch zu Kefir, Käse oder Jogurt zu verarbeiten.

Doch dann kam es zu einem folgenschweren Wandel. Das Gen begann zu mutieren. «Wir gehen davon aus, dass die Fähigkeit, Milch auch im Erwachsenenalter zu verdauen, vor 7500 Jahren in einer Region zwischen dem zentralen Balkan und Mitteleuropa, in den heutigen Ländern Slowakei, Ungarn, Österreich, aufgekommen ist, vielleicht in der Kultur der Linearbandkeramiker», fasst Burger die Forschung seines Teams zusammen.

Dies war allerdings erst der erste Teil der Milch-Revolution. Der zweite folgte auf ungestüme Weise, die Forschern vor Verblüffung beinahe den Atem verschlug. Nach Auftreten des Milchtrinker-Gens verbreitete sich die Fähigkeit, Milch zu trinken, mit unglaublicher Durchsetzungskraft und Geschwindigkeit bis ins Herz des Kontinents und erfasste die gesamte mittel- und nordeuropäische Bevölkerung. (siehe Grafik «Milch erobert Europa»).

Jäger und Sammler verschwinden

Innert weniger tausend Jahre schnellte die Milchverträglichkeit in weiten Teilen Europas von ursprünglich nahezu null auf durchschnittlich 65 Prozent, in Nordeuropa stellenweise sogar auf 95 Prozent der Bevölkerung hinauf. Tempo und Intensität der Entwicklung sei «sensationell», sagt Burger. «Zu meiner Studienzeit hat man Prozesse der Evolution in Jahrzehntausenden oder Jahrhunderttausenden gerechnet.» Die rasante Verbreitung des Milchtrinker-Gens sei «die stärkste evolutionäre

Kraft, die wir je in einem menschlichen Genom festgestellt haben».

Binnen zehn Menschengenerationen besetzen die milchtrinkenden Neolithiker einen Raum von mehr als einer Million Quadratkilometer. Zugleich verliert sich die Spur der europäischen Jäger und Sammler, die jahrtausendlang den Kontinent prägten. Möglicherweise haben sie sich den neuen Siedlungen sukzessive angenähert oder sogar den neuen Lebensstil ganz übernommen und weiterverbreitet.

«Lange war in der europäischen Archäologie die Meinung vorherrschend, dass Jäger und Sammler aus der Mittelsteinzeit sich in neusteinzeitliche Acker- und Viehbauern verwandelten», sagt Burger. «Wir haben gezeigt, dass die Entwicklung komplett anders verlaufen

«Menschen, die Milch verdauen konnten, haben zehn Prozent mehr Kinder über den Winter gebracht.»

ist.» Immigranten brachten nicht nur den Ackerbau auf unseren Kontinent, sondern auch die Milchwirtschaft. Im Gepäck hatten sie alle Kenntnisse, die für eine sesshafte Lebensweise und den Ackerbau vonnöten waren. Sie führten vier domestizierte Tierarten mit sich: Schwein, Rind, Schaf und Ziege. Die drei zuletzt genannten wurden nicht nur geschlachtet, sondern auch gemolken. In der Folge dieser Einwanderung von Milchviehbauern entwickelte sich schliesslich – mittels Genmutation – in Europa die Fähigkeit zum Milchtrinken.

Nicht alle Europäer waren gleichermassen begünstigt: Die europäische Mittelmeerküste wurde etwa zeitgleich bei einer davon unabhängigen Einwanderungswelle besiedelt. Hier

spielte sich eine andere, separate evolutionäre Geschichte ab. Noch heute liegt in Südeuropa die Milchverträglichkeit unter Erwachsenen bei nur 20 Prozent.

Doch war die Unverträglichkeit von Milch evolutionstechnisch wirklich ein Handicap? Schliesslich konnten sich Viehbauern ja in Form von Käse und Jogurt bereits in der Jungsteinzeit von Milch ernähren. Der Konsum von Frischmilch scheint also geradezu absurd, weil unnötig. Dennoch «erfand» die Natur, quasi über Nacht, eine weitere Möglichkeit für den Verzehr des flüssigen Viehprodukts.

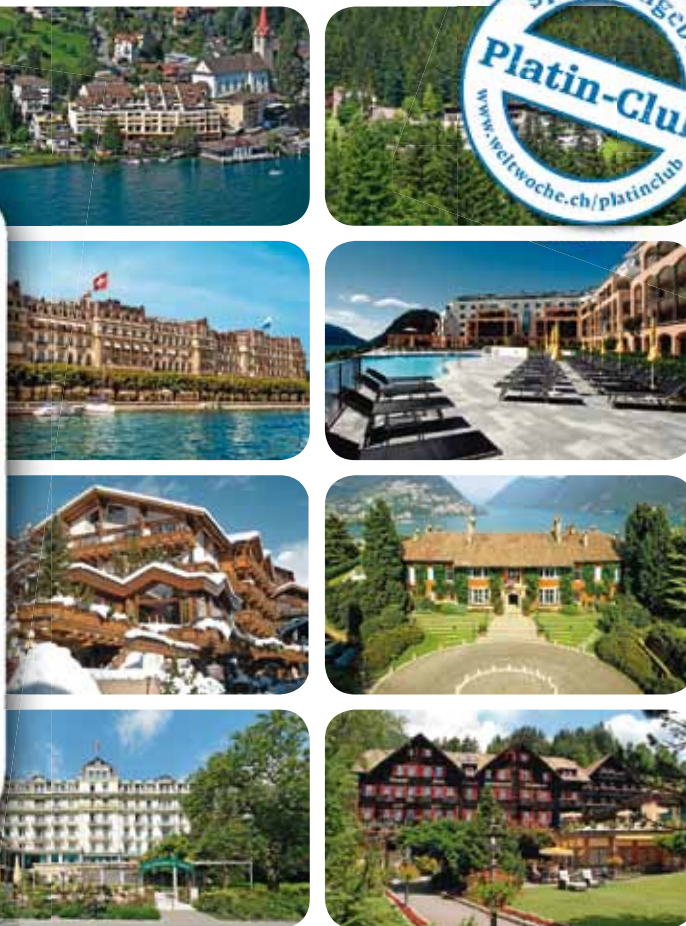
Wo liegen also die Vorteile der Milchtrinker im Vergleich zu den Käse- und Jogurtessern oder den reinen Fleischkonsumenten? Offenbar verfügt das Milch-Gen über eine selektive Kraft. «Die Menschen, die Milch verdauen konnten, haben zehn Prozent mehr Kinder über den Winter gebracht», so Burger. Mittels Frischmilchkonsum konnte die hohe Rate der Kindersterblichkeit nach dem Abstillen reduziert werden. Zudem überlebten Milchtrinkerfamilien ein Jahr mit schlechter Ernte besser. Eine grössere Kinderzahl sowie geringere Sterblichkeit bedeuteten zusammen eine effektivere Bewirtschaftung der Felder, und so wuchs der Wohlstand ebenso wie die Zahl der Rinder. Im Gegensatz zu anderen landwirtschaftlichen Erzeugnissen ist Milch ständig verfügbar, aber auch die Energie, die aus einer Kuh beim Melken gewonnen wird, ist höher als die durch Schlachten gewonnene.

Phänomenaler Triumphzug der Milch

Noch gibt es viele offene Fragen: über den genauen Wanderungsverlauf der ersten Viehbauern nach Südosteuropa zum Beispiel. Ist die Immigration ein Glied in der Kette einer längeren Wanderungsbewegung aus dem Orient, wo vor rund 11 000 Jahren erstmals Rinder domestiziert wurden? Die Forschung steht vor schier unüberwindbaren Hindernissen. Denn in Südostanatolien oder im Zweistromland ist es so heiss, dass sich die alte DNA schlecht erhalten hat. «Da würde ich viel Geld dafür geben, wenn man das rückgängig machen könnte», sagt Burger.

Das ändert indessen nichts am phänomenalen Triumphzug der Milch. Schliesslich waren es ihre Nährstoffe, welche die Rohmilch zum Getränk der Sieger machte. Ihr Nährwert übersteigt nicht bloss denjenigen von Fleisch, sondern auch denjenigen von Käse, Jogurt oder Kefir. Frischmilch ist eine veritable Kraftbombe, reich an Fetten, Vitaminen, Mineralstoffen.

Die Werbung liegt also nicht falsch, wenn sie Kühe steppen und mit Bällen dribbeln lässt. Aber auch nicht goldrichtig. Denn Milch ist mehr als ein «Muntermacher der Natur», sie ist ein Lebenselixier, das Zentral- und Nordeuropäern einen entscheidenden Vorteil im täglichen Überlebenskampf einbrachte und ihnen zu kultureller Dominanz verhalf. ○



Hotelcard

Das erste Halbtax für Hotels

Mit der Hotelcard zahlen Sie in mehr als 500 Hotels nur noch die Hälfte. Weltwoche-Abonnenten erhalten das erste Hotel-Halbtax bis zum 15. August 2014 zum Sonderpreis!

Zur Auswahl stehen die schönsten Wellness-, Wintersportstadt- und Familienhotels in der Schweiz und im benachbarten Ausland. Von der charmanten kleinen Herberge bis zum 5-Sterneshotel ist für jeden Geschmack die passende Unterkunft dabei.



Die Hotelcard überzeugt durch einfachste Handhabung. In drei Schritten ist alles erledigt:

- Auf www.hotelcard.com gewünschtes Hotel aussuchen
- Buchungsanfrage absenden
- Hotelcard beim Check-in vorweisen – fertig!

Die Vorteile auf einen Blick:

- Über 500 Tophotels
- Zahlreiche 4-Sterne- und 5-Sterne-Hotels
- Angebot wird laufend erweitert
- Bestpreisgarantie in allen Hotels
- Beliebig oft einsetzbar
- Doppelzimmer mit einer einzigen Karte buchen
- Kein Konsumationszwang
- Keine Mindestaufenthaltszeit

Platin-Club-Spezialangebot

Hotelcard – das erste Halbtax für Hotels

Exklusiv für Weltwoche-Abonnenten:

- 1 Jahr für Fr. 75.– (statt Fr. 95.–)
- 2 Jahre für Fr. 140.– (statt Fr. 190.–)
- 3 Jahre für Fr. 205.– (statt Fr. 285.–)

Angebot gültig bis 15. August 2014

Bestellung:

Über www.hotelcard.com/platinclub oder
Telefon: 0848 711 717 (Mo–Do: 9–12 Uhr,
14–17 Uhr; Fr: 9–12 Uhr, 14–16 Uhr)
mit Kennwort «Platinclub»

Informationen:

Hotelcard AG, Burgstrasse 20
3600 Thun
www.hotelcard.com

www.weltwoche.ch/platinclub



«Brutale, gnadenlose Umgebung»

Nach ihrer bitteren Niederlage gegen Barack Obama 2008 bewies sie Grösse. Als Aussenministerin gewann sie Würde und Ansehen im Volk. Nun bringt sich Hillary Clinton mit einer neuen Biografie in Stellung für den grössten Job ihres Lebens. Ein Gespräch über Macht, Bill, Frauen und TV-Serien. *Von Janice Turner*

In der 19. Etage des Hotels «Peninsula» stehen Aufpasser des Secret Service, bullig und verschlossen. Selbst der Pressesekretär des Verlags ist nervös. «Sie nehmen die Couch, Secretary Clinton wird auf einem Stuhl sitzen.» Die Atmosphäre erinnert eher an einen G8-Gipfel als an eine Buchpräsentation.

Um an ein Exemplar von Hillary Clintons Memoiren («Entscheidungen») zu kommen, mussten viele Sicherheitschecks absolviert werden. Schliesslich wurde mir das Buch kurz vor dem Interview zu Hause vorbeigebracht. Ich musste mich verpflichten, den Schutzumschlag zu entfernen, wenn ich es im Flugzeug lese. Es geht hier, auch wenn das niemand sagt, um mehr als nur eine PR-Veranstaltung oder um Absatzzahlen. Es geht um das mächtigste Amt in der Welt.

Am Vorabend verfolge ich auf CNN Diane Sawyers Interview mit Clinton. Sie wirkt müde, defensiv, als stünde sie schon mitten im Wahlkampf. Ihre Bemerkung, sie und Bill seien nach ihrem Auszug aus dem Weissen Haus finanziell so klamm gewesen, dass sie lukrative Redeauftritte hätten annehmen müssen, um Chelseas Studium bezahlen zu können, wurde von ihren Feinden sofort als Zeichen dafür gewertet, dass sie weit entfernt von der Lebenswirklichkeit der meisten Menschen sei. Die Medien, von deren Attacken sie als Präsident Obamas Chefdiplomatin vier Jahre lang verschont blieb, beissen nun wieder gnadenlos zu. Wer will sich das mit 66 noch antun?

Hunger nach Öffentlichkeit

Doch die Frau, die mir die Hand schüttelt, wirkt entspannt und energiegeladener. Sie ist schmaler und weicher als erwartet, trägt eine blaue Hose mit kirschrotem Jackett, passend zur Farbe der Rosen, die neben ihr stehen. Sie ist liebenswürdig, schlagfertig, lacht spontan und kann mühelos eine persönliche Beziehung zu ihrem Gegenüber herstellen. Sie lobt meine Fenditasche. «Ist die nicht fantastisch?», sagt sie zu ihrem Pressesekretär und ihrem Stabschef, die links neben mir sitzen. «Ich habe eine in kräftigem Orange. Eine tolle Kontrastfarbe.»

An diesem Tag hat sie bereits drei Interviews hinter sich. Am Nachmittag wird sie ihr Buch in Chicago präsentieren und anschliessend zu weiteren Presseterminen nach New York zurückkehren. Sie scheint einen grossen Hunger nach Öffentlichkeit zu haben. «Ich freue mich schon auf meine erste Signierstunde», sagte sie. Mir ist berichtet worden, dass die erste Person

in der Warteschlange vor der Buchhandlung Barnes & Noble ein Mann sei. «Seit gestern Abend 22 Uhr soll er schon warten.» Das nennt man zielstrebig, sage ich. «Zielstrebig oder verrückt», sagt Clinton und lacht.

Das Interesse der Menge gilt nicht der Autorin Hillary Clinton, sondern der Frau, die womöglich die erste Präsidentin der USA sein wird. Aber wird sie überhaupt kandidieren? Sie will ihre Entscheidung erst im November nach den Halbzeitwahlen bekanntgeben. 2016 wird sie 69 sein, so alt wie Reagan bei seiner Wahl, in einer Zeit, in der politische Führer jugendlich und energiegeladener wirken müssen. Immer die Gangway hinauf oder bei Veranstaltungen auf die Bühne eilen. «Man muss flache Schuhe tragen», sagt Clinton und lacht. «Manche Menschen strahlen unabhängig von ihrem Alter und ihrer Herkunft Energie aus, manche nicht. Und natürlich wollen die Menschen von vitalen Politikern geführt

«Wir mussten die Ärmel hochkrepeln und uns etwas einfallen lassen.»

werden. Aber ich denke, es kommt nicht so sehr auf das Alter an, sondern darauf, wie man agiert.» Und im Herbst bekommt Chelsea ihr erstes Kind. Ist es für die Amerikaner nicht ohnehin eine ziemliche Herausforderung, dass sie eine Frau wählen sollen, und nun obendrein eine Grossmutter? «Es gab so viele Grossväter im Weissen Haus, da ist es ja fast ein Witz, wenn jemand sagt: «Ich finde, du bist nicht geeignet, weil du vielleicht Grossmutter sein wirst.» Das ist doch lächerlich.»

«Entscheidungen» ist ein Bericht über ihre vier Jahre als Aussenministerin: ein Lehrbuch über internationale Politik, kaum Einblicke in Persönliches. Was aber durchscheint, ist Clintons Befriedigung darüber, dass sie endlich ein Amt ausübte, das ihrer Intelligenz und Erfahrung würdig war. Sie war kein Anhängsel ihres Mannes mehr, nicht mehr Senatorin in der knirschenden Maschinerie von Washington, sondern hatte ihr eigenes Regierungsflugzeug und flog Millionen Meilen im diplomatischen Auftrag.

Mit ihrer Bereitschaft, nach der bitteren Niederlage bei den Primaries 2008 für Barack Obama zu arbeiten, bewies sie Grösse. Sie gewann Würde und Ansehen, und ein Foto von ihr, wie sie, unterwegs nach Libyen, auf ihrem Blackberry herumtippt, führte zu dem Inter-

net-Meme «Texts from Hillary», das sie sogar cool aussehen liess. Ihre Twitter-Biografie umfasst neben «FLOTUS», «US Senator», «SecState» und «glass ceiling cracker» auch «hair icon». Und dass sie mit streng zurückgebundenem Haar im Kriegsgebiet landete, bewies, dass sie unabhängig ist von trivialen und sexistischen Urteilen.

Laut Verfassung steht die Aussenministerin über den Parteien. Nicht einmal am Parteitag der Demokraten konnte sie teilnehmen. Hat ihr diese Distanz vom schrillen Alltagsgeschäft gutgetan? «Nach der Feuerprobe des Wahlkampfes von 2008 war es tatsächlich eine Befreiung. Und ich fand, dass ich einen wichtigen Job gemacht habe. Es ging nicht um mich, sondern um Amerika. Ich weiss nicht, ob das ein persönlicher Zug von mir ist oder etwas Geschlechtsspezifisches, aber ich kann nun leichter an die Öffentlichkeit gehen und «wir» statt «ich» sagen. Die Vereinigten Staaten repräsentieren zu dürfen, war ein grosses Vergnügen.»

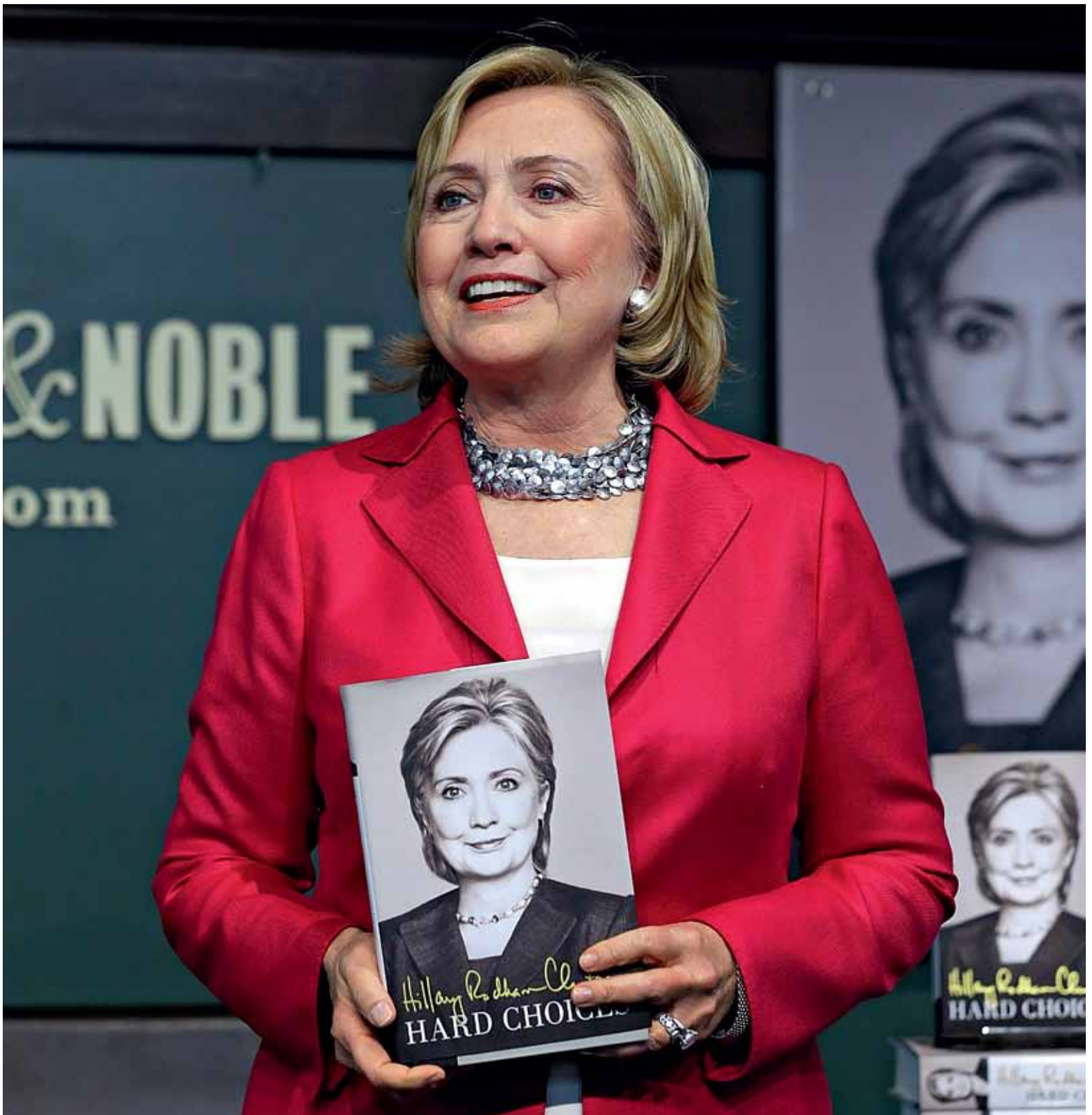
Ungewöhnliche Direktheit

Ein Höhepunkt war die Begegnung mit der burmesischen Oppositionspolitikerin Aung San Suu Kyi, «die ich schon lange Zeit aus der Ferne bewundert habe. Wir treffen uns also zu unserem ersten Dinner, ich mit weisser Jacke und sie mit weisser Jacke, ich trage die Haare zurückgekämmt und sie auch, ganz klassisch. Und wir fangen einfach an, wie alte Freundinnen miteinander zu reden. Diese Frau, die so viel durchgemacht hat, die so entschlossen und würdevoll und klug ist.»

Aung San Suu Kyi, seit Jahrzehnten eine Ikone, berichtete ihr, dass sie sich voll und ganz auf die Politik konzentrieren werde. Clinton wies darauf hin, dass dieser Job nichts für empfindsame Naturen sei, aber das wisse sie ja selbst. «Jeder, der heutzutage in die Politik geht und ein politisches Amt übernimmt, muss wissen, dass das eine brutale, gnadenlose Umgebung ist.»

Schreckt die Aussicht, von den Medien wieder zerfleischt zu werden, sie nicht ab? «Es macht mir nichts mehr aus», sagt sie dezidiert. «Ich werde sagen, wovon ich überzeugt bin, und man wird es mir abnehmen oder eben nicht.»

Und was sagt sie zu der Ansicht, sie sei zu reich, um die Sorgen der einfachen Leute zu verstehen? «Ich weiss sehr wohl, wie schwer das Leben ist. Bill und ich haben mit einem Darlehen studiert. Keiner von uns kam aus einer rei-



«Man muss flache Schuhe tragen»: Autorin und Politikerin Clinton im Juni in New York.

chen, angesehenen Familie. Wir hatten grosses Glück, weil er lange in der Politik war, aber nach dem Auszug aus dem Weissen Haus mussten wir uns wirklich anstrengen, um an Geld zu kommen – wir hatten kein Vermögen, auf das wir zurückgreifen konnten, und kein schönes Anwesen. Wir mussten die Ärmel hochkrempeln und uns etwas einfallen lassen.»

In gewisser Weise beschreibt Clinton damit auch die Mühen des politischen Fundraisings. Sie neigt nicht zu Euphemismen oder vorneh-

mer Zurückhaltung. Mitarbeiter des Aussenministeriums waren oft verblüfft über die ungewöhnliche Direktheit, mit der sie Nordkoreaner oder Araber aufforderte, mehr für die Menschenrechte zu tun. «Ich hatte einfach keine Geduld mehr für solche Eiertänze», schreibt sie.

Und vielleicht ist es ja vorteilhaft, dass es für Clinton einen Grund gibt, die Wähler daran zu erinnern, dass sie, trotz aller Insiderbeziehungen, keine Bush und keine Kennedy ist und

keine vornehme Sommerresidenz in Kennebunkport hat. In ihrem ersten, viel aufschlussreicheren Memoirenband («Living History») beschreibt sie ihre Kindheit in Park Ridge, Illinois.

Ihr Vater Hugh war so sparsam, dass er, wenn sie oder ihre beiden jüngeren Brüder die Zahnpastatube nicht zuschraubten, diese hinaus in den Schnee warf. Mutter Dorothy hatte eine schwierige Kindheit während der Weltwirtschaftskrise, war mit acht verantwortlich für ihre dreijährige Schwester und wurde von der

Mutter zu den strengen Grosseltern gegeben. Dorothys Situation, so Clinton, habe sie dazu gebracht, sich nach dem Studium als Anwältin für vernachlässigte Kinder einzusetzen.

Hillary war eine strebsame, motivierte Studentin. Im Wellesley College «waren alle anderen Mädchen nicht nur reicher, sondern auch weltläufiger als ich». Sie rauchten bunte Zigaretten und sprachen von Sommerferien in Europa, während Hillary jeden August in einer Hütte am See verbrachte, in der es keine Innentoilette gab.

Bill, den sie während des Jurastudiums in Yale kennenlernte, kam aus ähnlich einfachen Verhältnissen. Seine Mutter schminkte sich, laut Hillarys Darstellung, jeden Tag und kam mit ihrer intellektuellen Schwiegertochter nicht zurecht.

Doch Bill, charismatisch und extrovertiert, eröffnete ihr die Welt. «Mein Mann hat mich immer ermutigt, Neues auszuprobieren. Bevor ich Bill kennenlernte, war ich noch nie im Ausland gewesen! Also sind wir nach England gefahren, nach Oxford, er hat mir alles aus seiner Studentenzeit gezeigt. Es klingt komisch heute, weil ich als Aussenministerin in 112 Ländern gewesen bin, aber für mich war das ein Riesen-

In ihrem Feminismus war sie immer kompromisslos, selbst als First Lady.

schritt. In meiner Familie war so etwas nicht üblich. Oder als ich überlegte, ob ich für den Senat kandidieren soll, sagte Bill: «Es ist ganz allein deine Entscheidung, aber ich fände es toll.» Er hat immer gesagt: «Du schaffst das schon, auch wenn du selbst nicht davon überzeugt bist.»

Ich frage, wie sich ihre Beziehung verändert hat, seit sie nicht mehr seine politische Mitstreiterin ist, sondern er ihr zur Seite steht. «Seit wir uns kennen, helfen wir einander. Ich habe Aufzeichnungen gemacht, wenn er nicht in die Vorlesung kommen konnte. Und er hat sich meine Seminararbeiten angesehen und Vorschläge gemacht. Selbst als er Gouverneur [von Arkansas] war und ich als Anwältin arbeitete, habe ich Fälle mit ihm diskutiert, und er hat seine Sachen mit mir diskutiert. Als First Lady habe ich ihn bei der Gesundheitsreform beraten. Als ich im Senat war, hat er mich sehr unterstützt, und natürlich auch in meiner Zeit als Aussenministerin. Wir unterstützen uns gegenseitig.»

In den sechzehn Monaten seit dem Ende ihrer Amtszeit als Aussenministerin hat sie ihre Memoiren geschrieben, aber auch ein ganz normales Leben geführt: aufräumen und «House of Cards» schauen. Findet sie, dass diese Serie das Leben in Washington besser abbildet als «The West Wing»? Sie verneint. «Ich behaupte nicht, dass es keine Trickereien und keine un-guten Dinge gibt. Aber dass sie so lange nicht herauskommen, zumal im Zeitalter von Han-

dys und so weiter, ist unglaublich. In «The West Wing» kamen die Demokraten vielleicht zu gut weg, aber die Verhältnisse im Weissen Haus waren glaubwürdig dargestellt.»

Es ist auch die bislang längste Zeit, in der weder sie noch Bill ein öffentliches Amt bekleidet haben. «Es ist schön, gemeinsam etwas zu unternehmen», sagt sie. «Wir wandern, gehen mit den Hunden raus, schauen Fernsehen. Bill schaut sich alles an, stundenlang sitzen wir vor dem Fernseher. Wir gehen essen. Wir sind gern zusammen. Wir lesen viel, führen endlose Gespräche. «Hast du das gesehen? Hast du das gelesen?» Ich bin sehr dankbar, dass wir so viele Erfahrungen miteinander teilen können, dass wir uns nie langweilen miteinander.»

Zwei Seelenverwandte

An diesem Punkt drängt sich der Gedanke an Monica Lewinsky auf, all diese Frauen – Paula Jones, Gennifer Flowers. Hillary will dazu nur so viel sagen, dass sie über Bills Affären in ihrem ersten Buch geschrieben hat und dass sie Monica nur Gutes wünscht, ihren Artikel in *Vanity Fair* aber nicht gelesen hat. Bill, inzwischen 67, ist nach der vierfachen Bypass-Operation schmal geworden, er ernährt sich vegan, ist ruhiger geworden, und man hat den Eindruck, dass Hillary nun das hat, was ihr immer so wichtig war – eine Verbindung von zwei Seelenverwandten.

Kritiker haben sich geringschätzig über ihre aussenpolitische Bilanz geäussert, den Krieg in Syrien habe sie nicht aufhalten können, und ihre Neuorientierung der amerikanisch-russischen Beziehungen habe das Vorgehen Moskaus in der Ukraine nicht verhindert. Clinton tritt aber entschieden für «smarte Macht» ein, ihr ist es wichtig, in Nationen, die eine Diktatur abgeschüttelt haben, zivilgesellschaftliche Strukturen zu stärken und demokratische Entwicklungen zu fördern.

Ihre Stimme in «Entscheidungen» klingt besonders überzeugend, wenn sie über Frauenthemen spricht, darüber, dass etwa ausländische Staatsoberhäupter und ihre Mitarbeiter gelangweilt dreinschauten, wenn sie betonte, dass es im Interesse der Sicherheit notwendig sei, die Rechte der Frauen zu stärken. Je gebilde-



«Einfach präsentabel»: Clinton, 1969.

ter und wirtschaftlich aktiver Frauen seien, desto weniger Extremisten gebe es. Sie war empört, als ein Mitarbeiter Obamas ihren Einsatz für die Schulbildung afghanischer Mädchen als ihr «Lieblingsspielzeug» bezeichnete.

In ihrem Feminismus war sie immer kompromisslos, selbst als First Lady, wenn es einfacher gewesen wäre, ein Lächeln aufzusetzen und über Backrezepte zu sprechen oder eine allseits akzeptierte Kampagne zu unterstützen, wie etwa Michelle Obama es tut, die sich für den Kampf gegen Übergewicht bei Kindern engagiert. Den Namen ihres Mannes hat sie erst angenommen, als er sich um eine Wiederwahl als Gouverneur von Arkansas bewarb, aber selbst dann behielt sie ihren Mädchennamen bei, das war ihr immer wichtig.

«Rückschrittliche Auffassungen»

Ihre Pro-Choice-Haltung ist klar, trotz des Erfolges der Tea-Party-Bewegung, auf deren Betreiben Abtreibungskliniken geschlossen und in fast jedem Bundesstaat striktere Bestimmungen erlassen wurden. Würde ihr das bei einer Kandidatur vorgehalten? «Von manchen Leuten ganz sicher. Aber selbst wenn ich nicht kandidiere, bestehe ich auf dem reproduktiven Selbstbestimmungsrecht der Frau, und davon wollen manche Leute nichts hören. Aber Ihre Frage ist sehr wichtig. Es besteht die Gefahr, dass in unseren Demokratien die Politik von meinungsstarken Minderheiten gekapert wird, die absolut rückschrittliche Auffassungen vertreten. In Amerika wird punkto Frauenrechte die Uhr zurückgestellt – mitunter sogar so weit, dass bestimmte Formen von Verhütung verboten werden. Diese Minderheitengruppen tun alles, um anderen ihre Ansichten und Wertvorstellungen aufzuzwin-



«Du schaffst das schon»: Chelsea, Hillary und Bill Clinton, 1992.

gen. Pro-Choice heisst ja nicht Pro-Abtreibung – ich bin nur dafür, dass Frauen sich frei entscheiden können! Mir ist wichtig, dass Frauen und die Personen ihres Vertrauens die für sie richtige Entscheidung treffen. Und ich möchte an Frauen appellieren, Verantwortung zu übernehmen, sich Adoption als Alternative vorzustellen und so weiter. Aber letzten Endes ist es ganz allein ihre Entscheidung. Und mich befremdet, dass diese Leute, ob nun aus religiösen Gründen oder aus politischem Kalkül, in vielen Bundesstaaten die Agenda bestimmen. Viele Rechte, die wir haben, sind für die Leute eine Selbstverständlichkeit. Sie machen sich nicht klar, dass sie jeden Tag dafür kämpfen und eintreten müssen.»

Davon abgesehen, sage ich, habe sich in unserem Leben aber viel für die Frauen verbessert, ausser dass Frauen, vor allem wenn sie in der Öffentlichkeit stehen, mehr denn je nach ihrem Aussehen beurteilt werden. «Ja, das stimmt», sagt sie. «Als ich eine junge Frau war, wurde dem Äusseren längst nicht so viel Bedeutung beigemessen. Für meine Freundinnen und

Sie hat versprochen, im Fall ihrer Kandidatur ihre Kranken-Akte publik zu machen.

mich spielte Mode nicht diese Rolle. Wir wollten einfach präsentabel aussehen. Es wurde einem nicht ständig ein bestimmtes Bild vorgehalten, wie man als Frau auszusehen hat, mit der versteckten Botschaft, dass du den Ansprüchen nicht genügst, dass du nicht gut genug bist.»

Kürzlich wurde Clinton und der Altphilologin Mary Beard die Ehrendoktorwürde der schottischen Universität St. Andrews verliehen.

«Wir kamen ins Gespräch, [Mary] hatte ein furchtbares Jahr hinter sich, weil sie eine Fernsehsendung gemacht hatte und ständig wegen ihres Aussehens runtergemacht worden war. Sie ist eine Frau, die sich mehr für Ideen interessiert als für die neuesten Schminktrends, aber selbst bei ihr, einer Koryphäe, einer erwachsenen Frau – ich meine, einen Mann ihres Alters hätte niemand so behandelt. Was tun wir uns da eigentlich an?»

Stören sie die persönlichen Angriffe – die boshaften Kommentare über ihre Betonfrisur, ihre Hosenanzüge, die abfälligen Bemerkungen à la «Hillary, mach mir ein Sandwich»? «Ich bin das gewohnt», sagt sie. «Ich habe mit den Jahren wirklich viel aushalten müssen. Aber all die jungen Frauen, die nach uns kommen, sind ganz gelähmt. Ständig müssen sie sich selbst optimieren. Sie sind nicht perfekt. Als ob irgendjemand perfekt wäre.»

An diesem Morgen, während im Fernsehen über Clintons CNN-Interview diskutiert wird, erklärt ein Moderator, er sehe mit Schrecken 2016 entgegen, er habe schon jetzt das Gefühl, in Östrogen zu ertrinken. Aber eine frauenbestimmte Debatte ist genau das, was die achtzehn Millionen, die Clinton 2008 bei den Vorwahlen ihre Stimme gaben, haben wollen. Später, bei Barnes & Noble, entdeckte ich einen Stand, an dem inoffizielle Clinton-Artikel verkauft werden – T-Shirts mit der Aufschrift «It's a man's world, but a woman should run it». Aktivistinnen verteilen «Sisterhood of the Pantsuit»-Buttons. Einige Fans haben die ganze Nacht ausgeharrt. «Wir haben eine Botschaft für sie», sagt eine Frau. Und welche? «Kandidiere! Kandidiere einfach!»

Doch auch ihre Gegner bringen sich schon in Stellung. Republikaner haben Fragen nach

ihrem Gesundheitszustand gestellt, nachdem sie sich bei einem Sturz den Kopf gestossen hatte. Ein Blutgerinnsel wurde entdeckt und behandelt. Sogar von einem Hirntrauma wurde gemunkelt, aber bei ihren lebhaften, raschen Antworten kann ich keinerlei Anzeichen dafür entdecken. Und sie hat versprochen, im Fall ihrer Kandidatur ihre Krankenakte publik zu machen.

Unter den Wartenden ist auch ein Kabel-TV-Typ, der sich über ihre Fans lustig macht. «Wählt Hillary Clinton, wenn ihr eure Mütter hasst», sagt er. Die Männer, die sie verachten, können sich nicht erklären, woher ihre Anziehungskraft kommt. Aber für viele Amerikanerinnen steht sie für zeitlosen weiblichen Stoizismus. Sie folgte ihrem Mann nach Arkansas, verzichtete dafür auf eine glänzende Anwaltskarriere in Washington. Sie erduldet seine Affären, die Tränen und die Schande, kämpfte 2008 tapfer um die Nominierung, wurde am Ende aber von einem jüngeren, gewandteren Mann besiegt.

Clinton mag heutzutage teure Kleidung tragen, aber sie hat sich keiner Schönheitsoperation unterzogen. Man sieht ihr die Jahre an. Sie könnte Elternvertreterin an einer Schule sein, die hilfsbereite Nachbarin, die Mutter, die zwei Jobs hat, damit ihre Kinder studieren können. 2008 war ich eine Woche lang in einer Kleinstadt in Ohio, wo ich mit Clinton-Anhängerinnen sprach, liebenswürdigen und resoluten Frauen, die eher Wechselwählerinnen waren als überzeugte Demokratinnen, die aber immer Hillary Clinton wählen würden.

«Wir sind die Mehrheit»

Sechs Jahre nach ihrem gescheiterten Anlauf – ist Amerika nun bereit für eine Präsidentin? Ihre Fans bei der Signierstunde lassen keinen Zweifel daran: Sie ist erfahren, kann besser mit dem Kongress umgehen als Obama. Manche finden, ihre Wahl wäre bedeutsamer als die Wahl des ersten schwarzen Präsidenten. Eine formuliert es so: «Frauen sind nicht einfach eine ethnische Gruppe, wir sind die Mehrheit.»

Und was sagt Clinton? «Es wird immer Leute geben, die Frauen benachteiligen und ihnen jede Fähigkeit absprechen. Ich mache mir keine Illusionen. Für jede Frau, die ihren Hut in den Ring wirft, wird es schwer sein, aber ich glaube, wir sind in dieser Diskussion schon sehr viel weiter.»

Und dann signiert sie mein Buch, das erste von vielen Tausenden, bevor sie von den Männern vom Secret Service hinausbegleitet wird. Die Öffentlichkeit interessiert nur eine Frage, doch an diesem Vormittag scheint die Entscheidung längst festzustehen.

Aus dem Englischen von Matthias Fienbork.
Copyright *The Times*/*The Interview People*

Hillary Rodham Clinton: Entscheidungen.
Droemer, 944 S., Fr. 33.10



Schöner täuschen: Wachsfiguren David und Victoria Beckham in London.



Mit Haut und Haar

Von Daniele Muscionico

Was stimmt hier nicht? Dreimal darf man raten. Oder nein, einmal muss genügen. Was stimmt nicht an dem Bild? Richtig: alles.

Ist es vorstellbar, dass zwei Fixsterne der westlichen Popwelt sich vor aller Augen bei der Oberflächenpolitur ihres Glanzes zusehen lassen? Dass der englische Frisör-Fussballer und seine musische Gewürz-Gattin sich in verbesserungswürdigem Zustand vor eine Kamera stellen? Ist es nicht. Also?

Also kann nicht sein, was nicht sein kann. Und das wiederum ist ungelogen. Um kein Geheimnis aus der Szenerie zu machen: David Beckham alias «Goldenballs» und Victoria Adams alias «Posh Spice» sind hier nicht, was sie scheinen. Und auch das wäre keine Neuigkeit, wenn das Neue daran nicht wäre: Das sind Becks und Victoria aus Wachs. In London stehen sie seit kurzem in gesamtrenovierter Fassung, und zwar bei Madame Tussauds zur Feier ihres 15. Hochzeitstages am 4. Juli.

Das alles wäre furchtbar langweilig. Furchtbar langweilig diese Ehe, weil skandalfrei und – wie öde! – mit Kindern gesegnet, die nicht adoptiert sind. Furchtbar langweilig, weil furchtbar normal. Dass die wächserne Posh dabei um einiges lebendiger wirkt als die, die von sich behauptet, aus Fleisch und Blut zu sein, ist immerhin bemerkenswert.

Langweilig ist die Sache nur aus einem Grund nicht. Das Bild zur Aufhübschung der Neuzeit-Ikonen Becks & Posh, beides Produkte des Selbstmarketings und der Schönheitsindustrie, erinnert an die Mutter der Schönen und schön Toten: Marie Tussaud, Gewinnlerin der Französischen Revolution und der Mode, Mensch mit Guillotinen in Teile zu hauen. Gegen Tussauds Marketinggeschick sind die beiden Waisenkinder.

Marie Tussaud, geborene Grosholtz (1760–1850, Tochter einer Schweizerin), hatte ihr Talent, mit Wachs lebensechte Menschen zu modellieren, zu einem Business gemacht, mit dem sie schon zu Lebzeiten Berühmtheit erlangte. Sie war alleinerziehende Mutter zweier Kinder und reisende Schaustellerin, ihr Name war eine Marke. Ihre Biografin schildert sie als kaltblütige Person, die zwar kurzzeitig das Bewusstsein verliert, als Marie Antoinette ohne Zahnersatz und falsches Haar zum Schafott geführt wird. Doch kaum wieder bei Sinnen, hat sie die Chuzpe, deren Kopf zu Geschäftszwecken weiterzuverwenden ... Und die Moral von der Geschichte? Muss es denn immer eine geben zum Schluss?

Kate Berridge: Madame Tussaud. Eine Biografie. Osburg-Verlag, Berlin.

Bestseller

Belletristik

- 1 (2) **Jean-Luc Bannalec:** Bretonisches Gold (Kiepenheuer & Witsch)
- 2 (–) **Kerstin Gier:** Silber – Das zweite Buch (Fischer FJB)
- 3 (1) **Donna Leon:** Das goldene Ei (Diogenes)
- 4 (3) **Lori Nelson Spielman:** Morgen kommt ein neuer Himmel (Fischer Krüger)
- 5 (7) **Jonas Jonasson:** Die Analphabetin, die rechnen konnte (Carl's Books)
- 6 (4) **Viveca Sten:** Beim ersten Schärenlicht (Kiepenheuer & Witsch)
- 7 (6) **Martin Walker:** Reiner Wein (Diogenes)
- 8 (–) **Michael Robotham:** Erlöse mich (Goldmann)
- 9 (5) **Blanca Imboden:** Anna & Otto (Wörterseh)
- 10 (8) **Martin Suter:** Allmen und die verschwundene Maria (Diogenes)

Sachbücher

- 1 (1) **Giulia Enders:** Darm mit Charme (Ullstein)
- 2 (2) **Wilhelm Schmid:** Gelassenheit (Insel)
- 3 (3) **Jamie Purviance:** Weber's Grillbibel (Gräfe und Unzer)
- 4 (–) **Colleen Dorsey:** Rubberband Schmuck (Scorpio)
- 5 (6) **Duden:** Die deutsche Rechtschreibung (Bibliographisches Institut GmbH)
- 6 (7) **Philipp Abt; Beat Straubhaar:** Hanspeter Latour – «Das isch doch e Gränni» (Weber)
- 7 (5) **Ronald Gohl; Yannik Kobelt; Lukas Fischer:** 1001 Ausflugsziele (Weltbild)
- 8 (–) **Peter Sloterdijk:** Die schrecklichen Kinder der Neuzeit (Suhrkamp)
- 9 (–) **Irina Beller:** Hello Mr. Rich – So heirate ich meinen Millionär (You! Life Productions)
- 10 (9) **Wolfgang Koydl:** Die Besserköner (Orell Füssli)

Quelle: SBVV/Mediacontrol

Apropos: Pestalozzi-Kalender

Er wolle «dazu beitragen, dem Vaterlande eine gesunde, tüchtige und fröhliche Generation zu erziehen», schrieb der Initiator des Pestalozzi-Kalenders, Bruno Kaiser, zur ersten Ausgabe von 1908. Generationen von Buben und Mädchen haben die Schüleragenda mit dem pädagogischen Anhang in der Folge jährlich geschenkt erhalten. Das Büchlein entwickelte sich zu einem Schweizer Klassiker wie das Postauto oder das «Kägi fret». Dass es den Kalender heute noch gibt, ist dem Publizisten Charles Linsmayer zu verdanken, der ihn 2010 vor der Einstellung rettete. So liegt nun der 106. Jahrgang bereit für das neue Schuljahr, zur Freude der Erwachsenen, bei denen er Kindheitserinnerungen weckt, und der Schüler, die auch im digitalen Zeitalter noch immer Freude an dem nützlichen Büchlein haben. (rb)

Pestalozzi-Schüleragenda 2014/15:
Stämpfli, 320 S., Fr. 15.80

Pop

Wohlerzogenes Pokerface

Die erstaunliche Karriere des einstigen Boygroupers Justin Timberlake, der genau weiss, was er tut. Von Thomas Würdehoff

Vier Augen sehen mehr als zwei. Besonders im Casting kann der zweite Blick entscheidend sein. Und so war's dann auch im Falle der Coen-Brüder und ihrer filmischen New-York-Folk-Hommage «Inside Llewyn Davis». Genial besetzt: Justin Timberlake als unbedarfter, aber aufrechter Klampfbard Jim Berkey, der mit viel Ausdauer, Naivität und Schwachsinnssongs Karriere machen wird. So muss es auch mit dem realen Justin Timberlake gelaufen sein, könnte man annehmen: Der Sohn eines Countrysängers und einer ehrgeizigen Mutter bewirbt sich schon sehr früh in einschlägigen Castingshows, wird mit elf Jahren bei «Star Search» genommen und schliesslich weitergereicht zum «All New Mickey Mouse Club», wo er auf Britney Spears, Christina Aguilera und Ryan Gosling stösst und sehr bald in eine der spriessenden Boygroups aufgenommen wird: 'N Sync war geboren, die Band, die seinerzeit fast so erfolgreich war wie die Beatles, seinerzeit. Na ja, «fast».

Doof und zielstrebig – das wäre bei Justin Timberlake allerdings zu kurz gegriffen. Zielstrebigkeit ist sicher ein typisches Merkmal dieser Postmillenniumslaufbahn eines Popstars neuen Formats. Schon vor gut zehn Jahren hatten sich 'N Sync aufgelöst, und Frontman Timberlake wählte klug. Zusammen mit Pharrell Williams produzierte er seine erste Solo-CD, nachdem dieser mit seinen Songs bei Michael Jackson auf taube Ohren gestossen war. «Justified» verkaufte sich blendend und schmiedete die Freundschaft zu Timbaland, der das Produzententeam ergänzt hatte und alle Folgealben des kreglen Wunderkinds betreuen sollte.

«Frank-Sinatra-Figur» vor Augen

Zudem arbeitete Timberlake an seiner Karriere als Schauspieler. Begnügte er sich anfangs noch mit harmlosen Rollen in albernen Teeniekomödien (bei denen er sich als Skriptautor übte), steuerte er schon bald die Kapazunder des Gewerbes an: David Fincher und Ethan und Joel Coen. Für die Rolle des zwielichtigen Napster-Gründers Sean Parker, eines Schlitzohrs hohen Ranges, hatte Regisseur Fincher eine «Frank-Sinatra-Figur» vor Augen, einen, «der beim Betreten eines Raums alle Aufmerksamkeit auf sich zieht». Für seine Facebook-Biografie «The Social Network» hatte er den richtigen gefunden. Bei grossformatigen Liveshows funktioniert das Phänomen JT jedoch auf andere Weise.

Ein Konzert von Justin Timberlake ist beeindruckend. Es ist ein Gesamtkunstwerk mit allen Effekten, die derzeit State of the Art sind. Mal sind es Schwadronen von *moving lights*, die den

Raum mit derart martialischer Wucht durchschneiden, als wären sie unterwegs zu einer intergalaktischen Gefechtsübung. Dann wieder verblüffen die mit atemberaubender Präzision intonierenden Bläser, deren kompakt choreografierte Licks von hüftschwingenden Topmusikern leichthin in die Luft gezaubert werden.

Plötzlich saust ein rosa Rüschenvorhang von oben herunter, um die nächste Kuschelnummer optisch einzuschmeicheln (ist dieser Fetzen eigentlich echt oder nur genial projiziert?). Die Arpeggien eines wehmütigen Streichorchesters (als wär's bei Sinatra) züngeln aus der Multi-Millionen-Dollar-Watt-Anlage ins durchglitzerte Dunkel der Arena *all over the place, yeah*, schreien die fünfzigtausend: «I see you all the way in the back up there!», gibt er mit strahlend jovialem Frankieboy-Lächeln in Rio zurück (fehlt nur die Zigarette) – wir sind im grössten Wohnzimmer der Welt, und alle wissen, jetzt kommt «Pusher Love Girl», das schnucklige Hohelied auf Love & Sex, mit vier Tänzern, irrsinnig locker und präzise, alle surfen relaxed synchron auf dem Beat. Hörner, Band und *moving lights* und natürlich die, die unten mitsingen. Und das sind alle. Überall. Eine weltweite La-Ola-Welle völkerverbindender Grooves – die Szenerie ist interkontinental gleich. Präzise, professionell, perfekt.

Und irgendwo in dieser gigantischen Maschinerie aus gleissender Elektronik, überwältigenden Soundgewittern mit atemberaubend virtuos gesetzten Gitarrensoli und weltmeisterlichen, beiläufig hingeworfenen Work-out-Stunts rackert sich auch der Star der Show ab. Der MC der Stunde, Master of Ceremonies des Jahrzehnts vermutlich, der diesen funkelnden Zauberkasten präsentiert, ist vergleichsweise bescheiden. Justin Timberlake ist ein guter Sänger, er tanzt beneidenswert agil, und er hat einige Reserven an Charme und Ausstrahlung.

Doch in der Beurteilung seiner Fähigkeiten ist zu spüren, dass er um ein paar Millimeter ewiger Zweiter ist. Das US-Magazin *New Yorker* etwa mäkelte dezent an JTs vokaler Kompetenz: Timberlake pflege sein Falsett nur deshalb so ausgiebig, weil seine stimmliche Mittellage lediglich «nett, aber nicht aufregend» sei. Und selbst auf den einschlägigen Blogs der Fans gibt es nur eingeschränktes Lob für seine Fähigkeiten als Tänzer – da sei wohl noch einiges an Training nötig, um in die Nähe von Michael Jackson zu kommen.

Gleichwohl – man mag ihn, diesen Justin Timberlake. Vielleicht gerade weil er eben nicht der charismatische Mittelpunkt der Show ist, um den sich alles dreht. Vielleicht



«Die Musik konnte nicht im gleichen Masse Substanz anbauen»: Sänger Timberlake.

weil er aus dem charmanten Mittelmass, das ihn ausmacht, mit Intelligenz, Fantasie und Fleiss eine Menge Substanz aufblitzen lässt.

Ob sein Kollege Robbie Williams über auch nur annähernd so viele Talente verfügt, lässt sich bezweifeln – seine Ausstrahlung hat jedoch ungleich mehr Temperatur. Während der einstige Frontmann von 'N Sync eher der Tausend-sassa ist, der seinen Kumpels mit seinen neuen Errungenschaften imponieren will, fleht der Take-That-Konkurrent aus England unverblümt um Streicheleinheiten: Robbie Williams schindet die Begeisterung weniger mit Wahnsinnsstimme, tollem Outfit oder supergeiler Lichttechnik – Robbie legt sich treuherzig aufs Seelensofa seiner Fans und möchte einfach nur gekrault werden. Und wenn noch eine winzige Prise Koks im Hause wäre – warum nicht?!

Verwegenheit kann man Justin Timberlake zwar auch nicht absprechen, nur kommt sie bei

ihm kühler und nuancierter zum Vorschein. Der Mann ist schlau, verdammt schlau. Innerhalb der zwölf Jahre, die seit der Trennung von 'N Sync vergangen sind, hat Timberlake nur vier Alben produziert. In diesem Zusammenhang lesen sich Timberlakes Ausführungen so gar nicht unbedarft: «Die technologische Entwicklung hat Unmengen von Innovation in die Kultur hineingeschwemmt, und die Kultur konnte noch immer nicht adäquat darauf reagieren. Resultat: Die Musik konnte nicht im gleichen Masse Substanz anbauen.» Manchmal hilft die Technologie auch schon mal post mortem nach: Dann wird JTs Stimme diskret dem neusten Song von Michael Jackson untergejubelt.

Die Inszenierungen des Justin Timberlake überdecken diese Lücke jedenfalls geschickt, und es ist gewiss nicht vermessen, wenn man von diesem wohlherzogenen Pokerface noch einiges erwartet.

Jazz

Zurück zur Zukunft des Jazz

Von Peter Rüedi

Es gibt Beziehungen, da schütteln alle den Kopf, wenn sie zerbrechen, vielleicht sogar die direkt Beteiligten. Dennoch muss es sein, zuweilen. Vielleicht war das Glück zu offensichtlich – zu viel davon kann auch ein Fluch sein, wie Schillers «Ring des Polykrates» lehrt. Die Furcht vor dem Neid der Götter wird allerdings nicht der Grund dafür gewesen sein, dass der österreichische Saxofonist Harry Sokal und der Schweizer Bassist Heiri Känzig nach neun Jahren und zwei CDs das Trio Depart auflösten, in dem ursprünglich Fredy Studer und bald Jojo Mayer am Schlagzeug sass, eine aufs Maximum reduzierte Combo mit einer gewaltigen Wasserverdrängung, explosiver Spielfreude und unablässig im Dreieck befeuerter Kreativität. Auf dem Friedhof, auf dem die Zeitgeist-Modisten den Jazz begraben wähten, führten sie ihre mal wilden, mal melancholischen Tänze auf und waren die fraglos vitalste Widerlegung aller Totenklagen. Mayer war zwar ein Drummer, der sich auch in der DJ-Szene auskannte. Känzig und Sokal aber, alte Partner aus dem Vienna Art Orchestra, wurzelten tief in der Jazz-Tradition und dazu in alpinen Volksmusiken. Beide sind sie Melomanen und handfeste Swinger und so etwas wie Vertreter des jazzistischen Prinzips Hoffnung. Gross war das Bedauern, als Depart in den Neunzigern verschwand, gross die Freude, als das Trio 2006 mit dem Album «Reloaded» auferstand. 2008 folgt «Mountain Messenger» und jetzt, mit dem slowakischen Schlagzeuger Martin Valihora, der sprechende Titel «Refire»: eine sprühende Musik, ausgelassen, gestisch-tänzerisch, vielseitig im scharf geschnittenen Material und immer mit grossem Atem. Mitreissend wie vor Zeiten Sonny Rollins' pianoloses Trio, ohne jeden musealen Staub, mit vielen volksmusikalischen Anklängen, nicht nur im «Erzherzog-Johann-Jodler» oder im immergrünen «Guggisberglied». Sokal verliert Biss und Glanz auch dann nicht, wenn er seine Saxofonstimme mit einem Effektgerät multipliziert, und der auf dem Bass singende und orgelnde Känzig erdet alle schön fliegenden Melodien. Auch die eigenen. Ein Aufbruch nach überall. Sicher aber zurück zur Zukunft des Jazz.



Depart (Harry Sokal, Heiri Känzig, Martin Valihora): Refire. Intakt CD 241

Top 10

Knorr's Liste

1	Boyhood	★★★★★
	Regie: Richard Linklater	
2	Fruitvale Station	★★★★☆
	Regie: Ryan Coogler	
3	Ilo Ilo	★★★★☆
	Regie: Anthony Chen	
4	X-Men: Days of Future Past	★★★★☆
	Regie: Bryan Singer	
5	The Grand Budapest Hotel	★★★★☆
	Regie: Wes Anderson	
6	The Fault in Our Stars	★★★★☆
	Regie: Josh Boone	
7	Maleficent	★★★★☆
	Regie: Robert Stromberg	
8	Vielen Dank für nichts	★★★★☆
	Regie: S. Hillebrand/O. Paulus	
9	Locke	★★★★☆
	Regie: Steven Knight	
10	Edge of Tomorrow	★★★★☆
	Regie: Doug Liman	

Kinozuschauer

1 (-)	Walk of Shame	10 098
	Regie: Steven Brill	
2 (1)	The Fault in Our Stars	9780
	Regie: Josh Boone	
3 (4)	Tinker Bell: The Pirate Fairy	8741
	Regie: Peggy Holmes	
4 (2)	Maleficent	6626
	Regie: Robert Stromberg	
5 (3)	A Million Ways to Die in the West	4674
	Regie: Seth MacFarlane	
6 (5)	Blended	4052
	Regie: Frank Coraci	
7 (6)	X-Men: Days of Future Past	3121
	Regie: Bryan Singer	
8 (8)	Boyhood	2827
	Regie: Richard Linklater	
9 (7)	Edge of Tomorrow	2716
	Regie: Doug Liman	
10 (9)	Bad Neighbors	2234
	Regie: Nicholas Stoller	

Quelle: Schweizerischer Filmverleiher-Verband; Zuschauerzahlen vom Wochenende (Deutschschweiz)

DVD-Verkäufe

1 (2)	The Wolf of Wall Street (Universal)
2 (3)	47 Ronin (Universal)
3 (4)	Homefront (Impuls)
4 (6)	Fack Ju Göhte (Rainbow)
5 (1)	Downton Abbey – Season 4 (Universal)
6 (7)	Der Medicus (Universal)
7 (8)	Robocop (Impuls)
8 (9)	12 Years a Slave (Ascot Elite)
9 (-)	Die Eiskönigin (Disney)
10 (5)	Sherlock – 3. Staffel (Impuls)

Quelle: Media Control



Nur noch Schwermut und Leere: «Out of the Furnace».

Kino

Das Endspiel hat ein Gesicht

«Out of the Furnace» ist ein beklemmender Abgesang auf die USA und ihre ewigen Werte – mit einem grandiosen Ensemble.

Von Wolfram Knorr

Geht's um malochende Werktätige, dreht Hollywood um den heissen Brei herum. Rar sind jene Filme, die den Überlebenskampf Leidender und Beladener schildern, denn unterhaltsam sollen sie sein und den amerikanischen Lebenswillen salben; wie etwa der Klassiker «The Grapes of Wrath» (1940), nach John Steinbecks Roman über die Verelendung der Farmer. Regisseur John Ford gelang die Quadratur des Kreises: nüchtern und zugleich eine sentimentale Hymne auf die wackeren Landsleute. Seit Vietnam ist das perdu. Der Krieg hat den vielbesungenen eisernen Lebensmut erodiert. «The Deer Hunter» (1978), jenes legendäre Opus von Michael Cimino, in dem Vietcongs ihre US-Gefangenen zu russischem Roulette zwingen, führte zu lautstarken Debatten. Das Werk wurde als Vietnam-Film missverstanden, was es – im Gegensatz zum Film «Apocalypse Now», der ein Jahr später herauskam – nicht war. Es war ein Abgesang auf die USA. Die Kumpels aus der Stahlfabrik-Hochburg Pennsylvania, die die Politik des Landes mittrugen und als Patrioten auszogen, kehrten paralysiert aus Vietnam zurück, von der Politik in Stich gelassen.

Dreissig Jahre später wird der Präsidentschaftskandidat Barack Obama im Fernsehen von Ted Kennedy angepriesen, und einige aus dem maroden pennsylvanischen Stahlkocher-Kaff Braddock sehen darin einen Hoffnungs-

schimmer – wie Russell Baze (Christian Bale), der, wie schon sein Vater es getan hat, im Werk schuftet. Für seinen jüngeren Bruder Rodney (Casey Affleck) war das keine Option; er ging zur Armee, in den Irakkrieg, kam als traumatisierte Kampfmaschine zurück und verdingt sich nun bei illegalen *street fights*. Während Russell alkoholisiert einen schweren Unfall, bei dem es Tote gibt, baut und in den Knast wandert, gerät sein Bruder in die Fänge eines Hillbillys (Woody Harrelson), der in den Wäldern der Appalachen ein brutales Regime führt. Als Russell aus dem Gefängnis entlassen wird, hat er alles verloren. Der Vater ist gestorben, die Freundin hat sich mit dem Sheriff (Forest Whitaker) zusammengetan, der Bruder ist bei den Hinterwäldlern verschwunden, und dem Werk droht die Schliessung («Stahl aus China ist billiger»).

«Out of the Furnace» ist nicht, wie US-Kritiker meinen, ein Aufguss von «The Deer Hunter», sondern sein radikales Endspiel. Scott Cooper, der mit der melancholischen Country-Ballade «Crazy Heart» (2009) ein verblüffendes Regiedebüt schuf (und Jeff Bridges einen Oscar bescherte), schrieb, mit Brad Ingelsby als Co-Autor, das Drehbuch und inszenierte die soziale und wirtschaftliche Kaputttheit, von der nur noch Schwermut und Leere geblieben sind. Mit dem letzten Akt knüpft er bewusst an «The Deer Hunter» an. Alles ist

noch trostloser, die Arbeitersiedlungen sind schrundiger, die Stahlkolosse rostiger, die Luft ist dicker und ölig, und die Sonne hat Mühe, durch die Rauchschwaden und fleckigen Vorhänge zu dringen. Rodney, der freudlose Maniac, mit einer Stimme, die tönt wie Kiesel in einer Zementmaschine, sein ausgemergelter Bruder Russell und alle anderen wirken zermahlen und zerdampft. Da gibt es grosse Momente, wie sie nur Christian Bale dermassen stimmig wiedergeben kann, etwa wenn der Sheriff ihn anfleht, auf Selbstjustiz zu verzichten. Was immer an Menschlichem in Russell war, scheint nun aus seinem hageren Gesicht regelrecht herauszufallen, bis nichts anderes mehr übrigbleibt als die saftlose, fleischlose Maske. Da hat das Endspiel sein Gesicht.

In den USA flopte «Out of the Furnace», der etwa 23 Millionen Dollar kostete und gerade mal 10 Millionen einspielte. An der Qualität liegt das nicht, sondern wohl eher am Bild, das der Breitwandfilm vermittelt, an der quälend erdrückenden Industriebrache, der desolaten Hinterwelt und den bockbeinigen, gemarterten Bewohnern. Zu Optimismus lädt das nicht gerade ein. ★★★★★

Weitere Premieren

Après la nuit — Dem Lausanner Basil Da Cunha, Sohn eines Portugiesen und einer Schweizerin, gelang mit seinem Spielfilm-



Bewegend authentisch: «Après la nuit».

Fragen Sie Knorr

Als Fan amerikanischer TV-Serien: Wie beurteilen Sie den Trend, erfolgreiche Kinofilme zu Serien auszuwalzen? H. G., Riehen



Jeder Blüte folgt das Welken. Das ist in der Kunst und im Showbiz auch nicht anders. Kann schon sein, dass der Zenit mit der dichten Folge exzellenter Serien-Einfälle erreicht ist. Der Trend, ehemalige Kinoerfolge zu Serien aufzubereiten, muss aber nicht Beleg des Niedergangs sein. Man kann's aber auch umgekehrt sehen: Was Kinofilme nicht

leisten können – die psychologische Entwicklung der Figuren –, können die Serien. Das hat durchaus seinen Reiz. «Bates Motel» etwa (nach «Psycho») ist gar nicht so übel. Im Übrigen muss man das alles relativ sehen. Auch wenn vieles angekündigt wird, von «About a Boy» über «Sin City» bis «Fargo», werden immer noch originäre Serien produziert wie etwa «Halt and Catch Fire» (über den Beginn des Computer-Zeitalters).

debüt eine bewegend authentische Milieuschilderung kreolischer Randexistenzen aus Lissabon, die sich nur als Gangs und mit kriminellen Geschäften im Elendsviertel behaupten können. Sombra, ein Einzelgänger unter den Aussenseitern, will sich nicht binden, stromert durch die Nächte, ständigem Gruppendruck ausgesetzt. Das Besondere an Cunhas



Abgründe der Armut: «Siddharth».

Film sind das spontane Spiel der Laien und die Improvisationskunst. Es habe, so Cunha, keinen Drehplan gegeben. Hier macht die Methode Sinn und erinnert in der vitalen Impulsivität an frühe Cassavetes-Filme. Eine Entdeckung. ★★★★★

Siddharth — Ein Vater schickt seinen zwölfjährigen Sohn zum Geldverdienen weg, weil er mit seiner Arbeit kaum überleben kann. Weil der Filius nach einem Monat nicht zurückkommt, macht sich der Vater auf die Suche nach ihm. Eine Mixtur aus Spiel- und Dok-Film, in die Abgründe der Armut in Delhi und Mumbai hineinleuchtend. ★★★★★

Le démantèlement — Ein Schafzüchter aus der Region Québec gibt seine Farm auf, um der Tochter zu helfen. Eine melancholische Hymne und ein Abgesang zugleich auf die Werte der Nächstenliebe, die die Globalisierung zu zerstören droht. Betörend sozialromantisch. ★★★★★

★★★★★

leuten können – die psychologische Entwicklung der Figuren –, können die Serien. Das hat durchaus seinen Reiz. «Bates Motel» etwa (nach «Psycho») ist gar nicht so übel. Im Übrigen muss man das alles relativ sehen. Auch wenn vieles angekündigt wird, von «About a Boy» über «Sin City» bis «Fargo», werden immer noch originäre Serien produziert wie etwa «Halt and Catch Fire» (über den Beginn des Computer-Zeitalters).

Wolfram Knorr

Der Journalist und Buchautor gehört zu den renommiertesten Filmkritikern der Schweiz.

Fragen an: knorr@weltwoche.ch
Unveröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

Fernseh-Kritik

Blitzblankes Roma-Haus

Von Rico Bandle

Sie putzen ständig. Bei jeder Kameraeinstellung. Den Wohnzimmerboden, den Herd, den Flur. Als wollten die Roma-Frauen unbedingt das Klischee der schmutzigen Zigeuner widerlegen.

Am Sonntagvormittag strahlte SRF einen Dokumentarfilm über das gefürchtete Hochhaus in Duisburg aus, das als «Problemhaus» und «Horrorhaus» weit über Deutschland hinaus bekannt geworden ist. Hunderte von rumänischen und bulgarischen Roma haben sich in dem baufälligen



Melancholische Melodien: «Romahaus».

Gebäude eingerichtet. Die NZZ beschrieb die Zustände: «Es sind nicht allein Schmutz und Lärm, über den sich die Alteingesessenen aufregen. Die Polizeistatistik weist eine wachsende Kriminalität aus. Kinder gehen nicht zur Schule, sondern betteln oder betätigen sich als «Klau-Kids.» Von all den Problemen ist im Film allerdings nichts zu sehen. Im Haus ist es ruhig und sauber, ein Mann spielt melancholische Melodien auf dem Akkordeon, sämtliche Protagonisten bemühen sich um Arbeit, kriegen aber keine. Und so leben die Familien mit ihren sieben bis acht Kindern in erster Linie vom Kindergeld des deutschen Staats.

Dass eine Filmemacherin den Roma die Gelegenheit gibt, ihre Sicht der Dinge darzulegen, ist lobenswert. Zumal es ihr gelungen ist, das Vertrauen einiger Hausbewohner zu gewinnen, die über ihren Kinderreichtum, die Zwangsehen und die fehlende Bildung erzählen. Trotzdem bleibt der Eindruck: Nicht nur Schmutz, auch sonst alles Unangenehme ist hier für die Kamera kurzerhand weggewischt worden.

Die Insel – Das Romahaus in Duisburg: 29. Juni, 10.30 Uhr, SRF 1.

Fassaden des Glücks

Meisterhaft beschreibt der grosse amerikanische Autor Richard Yates die Trostlosigkeit an der Oberfläche des perfekten Lebens. Er selbst war zeitlebens von Selbstzweifeln gequält. Von Sarah Pines

Richard Yates widmete sein Leben dem Schreiben, das ihn am Leben hielt, und dem Rauchen und Trinken, woran er 1992 mit 66 Jahren starb. Seine letzte Wohnung in Alabama war ebenso schäbig wie alle anderen zuvor: von Zigarettenrauch vergilbte Vorhänge, zertretene Kakerlaken um seinen Schreibtischstuhl herum, im Schrank derselbe Brooks-Brothers-Anzug gleich dreimal, in der Küche nur Kaffee und Whiskey. Sein Werk ist von derselben Trostlosigkeit durchdrungen. Ein Kritiker schrieb, Yates' Geschichten und Romane liessen sich nur in kleinen Portionen geniessen, sonst sei das darin dargestellte Unglück unerträglich.

In Yates' Werk geht es um Figuren in den 1950er Jahren, die, ein Mittelklasseleben führend, sich zu anderem, Höherem, ja Künstlerischem berufen fühlen, jedoch in Mittelmässigkeit und Misserfolgen gefangen bleiben. Ihre matte Unfähigkeit, die Frustrationen alter Jugendträume zu umgehen und trotz Zermürbung durch Arbeit oder Haushalt den eigenen Alltag interessant und lebhaft zu gestalten, weicht stets Hoffnungslosigkeit, Zerrüttung und unnötigen Grausamkeiten, wie in der Kurzgeschichte «Der Bar-Mann» (1962).

Der weisse BH auf dem Bett

John Fallon kommt nach einem Gespräch mit Kollegen, das ihn mit der eigenen Unzulänglichkeit als Soldat im Zweiten Weltkrieg konfrontiert hat, schlecht gelaunt nach Hause. Als sich seine Frau, die keine Kinder empfangen kann, für das Kino fertigmacht, erblickt John ihren auf dem Bett ausgebreiteten BH und «hebt den weissen Büstenhalter mit Schaumgummieinlagen hoch, ohne den ihre Brust flach wie die eines Jungen» ist, und wedelt damit vor ihrem Gesicht und sagt: «Warum trägst du diese verdammten Dinger?» Danach stürmt er aus dem Haus, betrinkt sich in einer Bar und versucht eine Prostituierte aufzugreifen, die ihn jedoch abweist.

Wie nah kann uns ein solcher Ehealltag heute noch gehen, und wie viel von unserem eigenen Leben können wir in Richard Yates' Trostlosigkeit wiederfinden?

Richard Yates' Kindheit war so unglücklich, wie es einem grossen Schriftsteller wohl ziemt. Sie legte den Grundstein für sein höchst autobiografisches Werk, in dem er viele der eigenen Zusammenbrüche an seinen Figuren – mit Variationen – rekonstruiert. Früh verliess seine Mutter Ruth Yates, «Dookie» genannt, ihren ihrer Ansicht nach durchschnittlich aussehenden,

langweiligen Mann Vincent – der ihre Ehe ebenso bereut haben dürfte wie sie – und zog mit dem fünfjährigen Richard und seiner zwei Jahre älteren Schwester Ruth nach einer ausschweifenden Paris-Reise nach New York, um eine berühmte Skulpteurin zu werden.

In New York blieben Erfolg und Stabilität aus. «Dookie» war keine gute Skulpteurin, ihre Technik, so Yates, «steif und amateurhaft», ihre Ambitionen waren unrealistisch. Die Mutterfiguren seiner Schriften sind, so gab Yates stets freimütig zu, Porträts «Dookies»: chaotisch, nach «verfaulten Tomaten» riechend, mit schlechten Zähnen und über den Mund hinaus verschmiertem Lippenstift, in eleganten, aber fleckigen Kleidern mit dunklen Achselschweissflecken und voller hysterischer Wutausbrüche, dabei aber «galant und gut» mit einer Abneigung gegen Schimpfwörter.

Im Roman «Cold Spring Harbor» (1986) wird aufgerufen «Dookie» durch die «verrückte» Gloria Drake, in der Kurzgeschichte «Grüsse zu Hause» durch die Mutter des Protagonisten Bill, die betrunken auf einem Stuhl sitzt und den Blick auf ihre Unterhose freigibt, und im Roman «Easter Parade» (1976) durch die zu jeglicher vernünftigen Konversation unfähige Mutter «Pookie». Nicht Erfolg und Sicherheit, sondern «Dookies» Alkoholismus, fremde

Einschneidend waren die Nacktmodellsitzungen im Hinterhof.

Männer am Frühstückstisch, unbezahlte Mieten und Zwangsräumungen waren die Koordinaten in Yates' Kindheit. Dazu kamen Verhöhnungen in der Schule – Yates war stets «der einzige arme Junge», unterernährt, tollpatschig, zu gross für sein Alter – und Demütigungen zu Hause.

Einschneidend waren etwa die schamvollen Nacktmodellsitzungen im Hinterhof für eine der Skulpturen «Dookies», während deren Nachbarskinder grölend vor Lachen aus den Fenstern zusahen. Yates, der als vierjähriger Sohn der Künstlerin Alice im Roman «A Special Providence» (1969; deutsch: «Eine besondere Vorsehung») erscheint, versuchte vergeblich, seine Scham zu bedecken. Mindestens einmal, so stellt er es in der Kurzgeschichte «Ach, Joseph, ich bin so müde» dar, legte «Dookie» sich nachts betrunken, Trost suchend zu ihrem Sohn ins Bett und übergab sich auf sein Kissen.

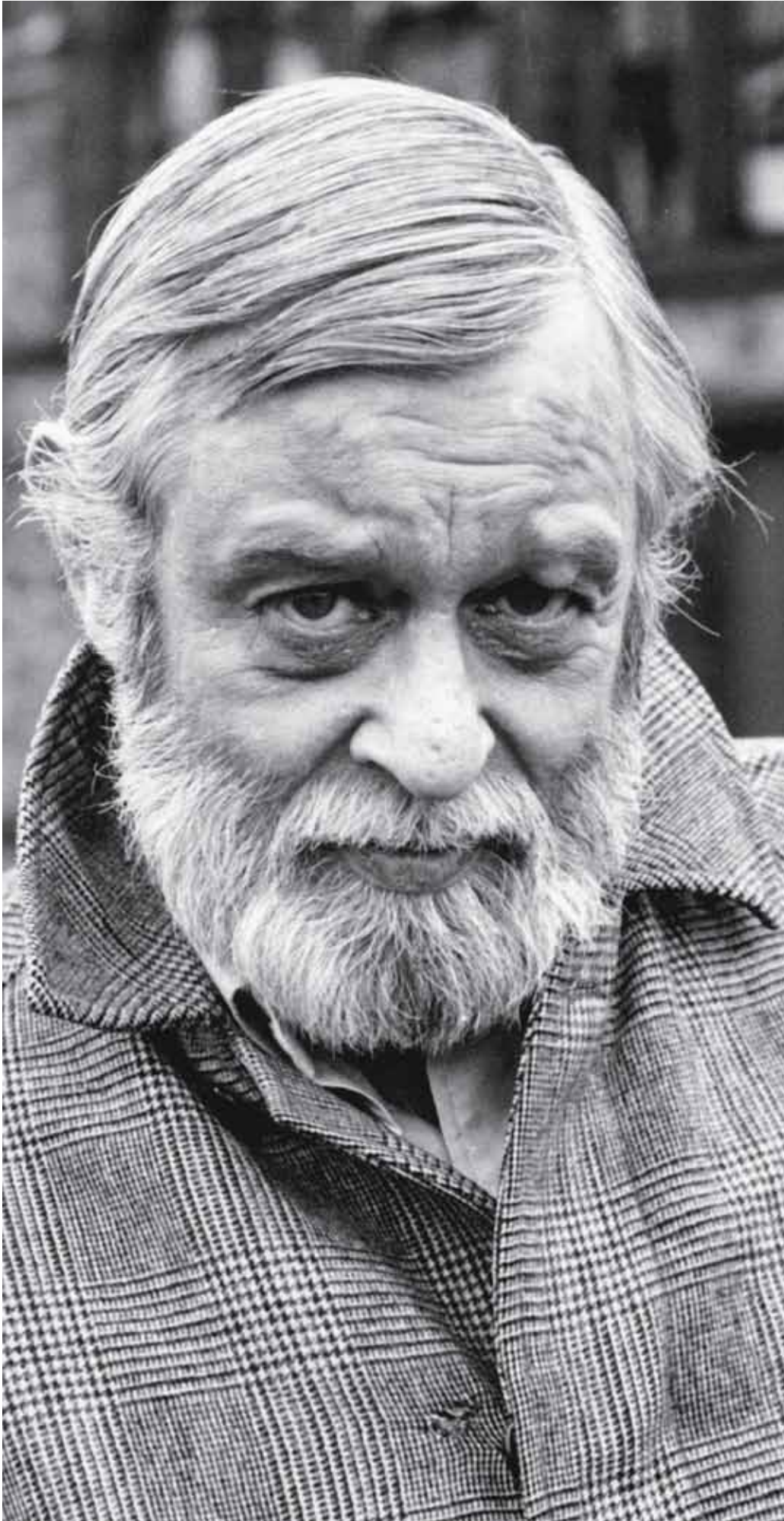
Noch als Erwachsener verfolgt Yates der Schimmelpilzgeruch ihrer ärmlichen Behausungen und der beissende Gestank von Katzenkot. Vor allem die «kakerlakenverseuchte», «niemals saubere» Küche wird zum Symbol häuslicher Vernachlässigung und durchzieht sein Werk als nunmehr blitzblanker Ort der Verzweiflung. In dem grellen Licht einer makellos sauberen Küche fühlt sich in der Kurzgeschichte «Ein Masochist» der soben gefeuerte Ehemann bei seiner Lüge, alles sei in Ordnung, ertappt, und in den Romanen «Revolutionary Road» (1961; «Zeiten des Aufbruchs») und «Young Hearts Crying» (1984; «Eine strahlende Zukunft») ist die Küche Ort bitteren Ehestreits.

Yates' Weg zum Schriftsteller war lang und nicht so glamourös, wie er es sich gewünscht hätte. Nie, so sah Yates sich, entsprach er seinen Vorbildern Ernest Hemingway und F. Scott Fitzgerald. Er war nicht der draufgängerische Safari-Literat, der Frauen und Wild nach Belieben erlegte – zwar gutaussehend, empfand Yates sich doch als schwächlich und abenteurerunlustig, Eigenarten, die er an seine männlichen literarischen Figuren weitergab. So muss der mittelmässige Schriftsteller Michael Davenport in «Eine strahlende Zukunft» bei einem Jagdausflug zum Moorvögel-Schiessen seinem Freund eingestehen, dass er mit einem Gewehr nicht umgehen kann und auch sonst keine «männliche» Sportart beherrscht.

Auch Yates' Frankreichreise in den Spuren Fitzgeralds – um seine tuberkulosebefallenen Lungen zu kurieren – verlief 1951 nicht dekadent mit Martini-Partys morgens am Strand, Glamour-Hotels und intellektueller Entourage. Das Hotel, in das er sich mit Frau Sheila und Tochter Laura bei Cannes einmietete, hatte seine besten Tage hinter sich. Yates war zu krank zum Schwimmen und begab sich kaum an den Strand, sondern blieb zum Unwillen seiner Frau Sheila hinter vorgezogenen Vorhängen, «schreibend, rauchend und hustend».

Dennoch war es auf dieser Reise, dass der 25-Jährige seine Karriere begann. Nach vierzehn unveröffentlichten Kurzgeschichten wurde die fünfzehnte schliesslich von der Zeitschrift *Atlantic* akzeptiert. In den nächsten Jahren konnte Yates sich mit weiteren Kurzgeschichten als Schriftsteller etablieren und sich das Interesse eines Verlags sichern, der vor allem auf seinen ersten Roman wartete, der mit «Revolutionary Road» 1961 erschien.

Jedoch hatte ihn das lange Warten auf Erfolg verbittert; seine Ehe mit Sheila war am Alkoholismus zerbrochen. Eine nächste Ehe zerbrach ebenso. Beiden Scheidungen folgten Depressionen und Psychriaufenthalte. Trotz zunehmendem literarischem Erfolg, Lehraufträgen an Universitäten und vielen Affären nahm Yates' Selbstdestruktivität stetig zu, und darauf folgten Nervenzusammenbrüche und Alkoholismus, begleitet von immerwährender Geldnot.



«Es gibt kein Happy End»: Yates, 1989.

In seinem Werk bedient Richard Yates sich der Bild- und Werbekultur der fünfziger Jahre, um hinter intakten Fassaden ähnliche Bilder der Zerstörung aufzurufen, wie er sie selbst nur zu gut kannte. So beschreibt er Frank Wheeler in den ästhetischen Kategorien eines Hochglanzwerbeplakats, «adrett und kräftig, ein paar Tage weniger als dreissig Jahre alt, hatte kurzgeschorenes schwarzes Haar und verfügte über jenes unaufdringlich gute Aussehen, das einem Werbefotografen zur Darstellung eines kritischen Konsumenten von gutgemachter aber preisgünstiger Ware dienen könnte», um ihn gegen

Die gute Cocktaillaune der Ehefrau ist sorgfältig einstudiert.

Ende des Romans, einem Zusammenbruch nahe, eine werbetaugliche Strasse bürgerlicher Sicherheit herunterlaufen zu lassen: «Die Revolutionary Hill war zu einer Tragödie innerhalb ihrer Mauern nicht geschaffen. Selbst Abends gab es dort, als stünde eine Absicht dahinter, keine düsteren Schatten oder fahlen Umrisse. Es herrschte eine durch nichts zu erschütternde Fröhlichkeit in dieser Siedlung, diesem Spielzeugland mit seinen weissen und pastellfarbenen Häusern, deren hell erleuchtete, gardinenlose Fenster sanft durch das bunte Gewirr des grünen und gelben Laubs hindurchschimmerten. [...] Ein Mann, der in verzweifelmtem Kummer durch diese Strassen lief, war etwas absolut Ungehöriges. Abgesehen von seinen Schritten auf dem Asphalt und seinem rasch gehenden Atem, war es so still, dass er die verzerrten Fernsehgeräusche in den verschlafenen Zimmern hinter dem Laub hören konnte – das Geschrei eines Komikers, gefolgt von kurz aufwogendem Gelächter und Applaus und der gleich darauf einsetzenden Musik einer Band.»

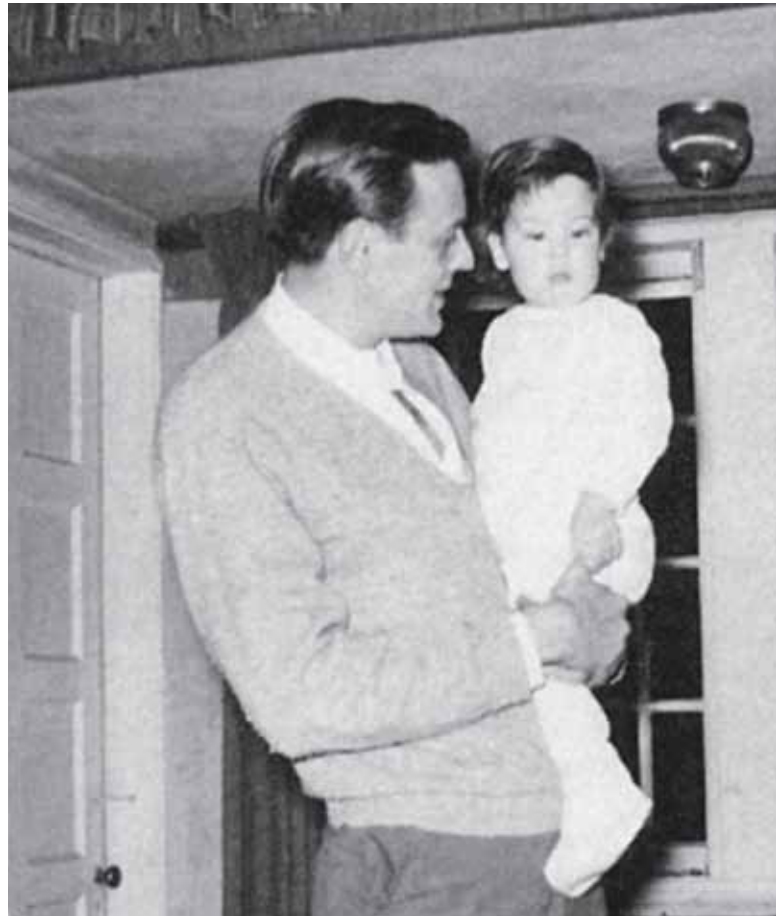
Lucky Strike rauchende Ehemänner

Und auch sonst geht es Yates darum, hinter die Fassade banaler Freudigkeit des sicheren Alltags zu blicken. Er nähert sich den feinen Haarrissen an der Oberfläche des perfekten Lebens, bis sie sich zu Brüchen weiten und die Einsamkeit dahinter freigeben. So ist die «gute Cocktaillaune» der Ehefrau in «Ein Masochist» bloss «sorgfältig einstudiert», und nur «wenn er ihr Gesicht sehr genau betrachtet», wird sichtbar, «wie viel Anstrengung es sie kostete». In «Cold Spring Harbor» versucht Evan seine Frau Grace bei der nachmittäglichen Cocktailstunde nicht aus der Nähe anzublicken, denn «sie würde ruiniert aussehen: schwer, unzufrieden, still um den Verlust ihres Selbst trauernd».

Lucky Strike rauchende Ehemänner in gelbbraunen Sakkos, vor oranger Küchenwand eng taillierte Hausfrauen in Seidenstrümpfen, perfekt manikürte Vorgärten, pastellfarbene Häuser, Cadillacs, schon Mittags Gin Tonics auf



Warten auf Erfolg: mit erster Frau Sheila, Anfang der fünfziger Jahre.



Übergrosses, aber verletzliches Ego: mit Tochter in Mahopac, 1958.

niedrigen Sesseln mit senfbraunem Bezug, feuchtfrohliche Dinnerpartys unter gleichgesinnten Vorstadtpaaren, genügsames Pendeln ins New Yorker Büro, feiste Bürochefs bei nachmittäglichen Martini-Stelldicheins mit zarten Sekretärinnen, begeisterte Ehefrauen in Gemeindefest- oder Malgruppen: Dies ist das Glück, das auch Yates' Figuren anstreben, stets bemüht, Versagen und Ängste zu verbergen, wie Yates sein Stottern, seine abgeschabte, ärmliche Kleidung oder literarische Misserfolge.

Manche weinen heimlich hinter dem Steuer auf der Heimfahrt, wie Driscoll im Roman «A Good School» (1978; «Eine gute Schule»). Als in «Ach, Joseph, ich bin so müde» die vom Präsidenten Roosevelt in Auftrag gegebene Skulptur nicht die erhoffte Anerkennung findet, weint die Mutter alleine auf dem Heimweg in der Strassenbahn, lässt aber ihren Tag «wie einen Erfolg» klingen. In «Überhaupt keine Schmerzen» besucht Myra ihren tuberkulosekranken Mann abends in der Klinik. Das Paar hat sich wenig zu sagen, liest stumm nebeneinander Zeitschriften, bis es für Myra Zeit ist, zu gehen. Erst draussen in der dunklen Winternacht beginnt sie zu weinen.

Vor allem zeigt Yates Männer mit über-großem, aber verletzlichem Ego, unsicher gefangen in patriarchalen Erwartungen, die ihre Männlichkeit von ihren Frauen bedroht sehen: Diese haben mehr Geld, wollen arbeiten gehen, sind gebildeter oder fahren besser Auto. In «Eine strahlende Zukunft» übernimmt Lucy das

Steuer ihres betrunkenen Mannes; «immer fühlte er sich erniedrigt – ja in seiner Mannesehre gekränkt –, weil er auf der Beifahrerseite sitzen musste», heisst es. Yates' Biograf erzählt von einem ähnlichen Vorfall zwischen Yates und seiner Frau Sheila. Als beide im Auto versuchten, die Autoheizung anzuwerfen und sich Sheilas Vorschlag als richtig herausstellte, schrie Yates sie wütend an: «Nun, dann schneid' doch meinen Penis ab!» Als Alice Wheeler in «Zeiten des Aufbruchs» eine Abtreibung plant, interpretiert Frank dies als Wunsch, selbst ein Mann sein zu wollen.

Die Kompensationsversuche dieser Männer sind theatralisch und feindlich: laute Witze auf Cocktailpartys, die Weigerung, Damenrad zu fahren, Homophobie und gelegentlich auch Ohrfeigen für die Frau. Versagen Worte oder Taten, so versuchen die Männer, Haltung zu wahren. Bei einem Streit mit der Prostituierten

Christine in «Verliebte Lügner» steht Warren «mit der stillen, zitternden Würde eines gekränkten Mannes» auf und verlässt das Zimmer, in «Grüsse zu Hause» steht Bill «verächtlich schweigend» auf und verlässt, ebenfalls nach einem Streit, das Zimmer.

Auch wenn Yates selbst eine eiserne traditionelle Auffassung von Männlichkeit hatte und glaubte, Frauen sollten das Haus hüten und Kinder kriegen, zeigt er in seinem Werk beizeiten Männer am Rande des Nervenzusammenbruchs und mit John Wilder in «Ruhestörung» und Michael Davenport in «Eine strahlende Zukunft» Männer in der Nervenheilanstalt. Auch geht es um Frauen, die ihren eigenen Weg gehen: Lucy in «Eine strahlende Zukunft» verlässt ihren präntiösen Mann Michael und beginnt eine Affäre mit einem Theaterregisseur, in «Evening on the Côte d'Azur» betrügt Betty ihren vor Ort stationierten Mann mit einem Marinesoldaten, in «Überhaupt keine Schmerzen» hat Myra eine heimliche Affäre, während ihr Mann in der Tuberkuloseklinik ist, in «Zeiten des Aufbruchs» geht Alice Wheeler mit einem Nachbarn fremd, und die Liste ist noch länger.

In «Evening on the Côte d'Azur» macht sich Betty zum Ausgehen fein, zieht zum ersten Mal seit Jahren Seidenstrümpfe an und ein Kleid, das nach ihren zwei Kindern so eng geworden ist, dass sich Rollen am Bauch abzeichnen. Als sie dann in einer Bar auf einen Marinesoldaten trifft und sie zusammen einen



Spaziergang machen, bewundert sie aus der Ferne eine elegante Party und die in teures Weiss gekleideten Frauen mit schimmernden gebräunten Schultern. Noch in derselben Nacht stellt sich heraus, dass der Marinesoldat nicht vorhat, sie wiederzusehen.

Die Geschichte ist emblematisch für die Yates'schen Figuren: ihre Sehnsüchte nach Zugehörigkeit – zu der besseren Gesellschaft, zu der erfolgreichen Arbeitswelt, zu interessanten Künstlerkreisen, zu einem Partner – bleiben unerfüllt, sie bleiben in Mittelmässigkeit gefangen. Warum? Für Yates liegt es daran, dass

«Wir waren ein Leben lang voller Sehnsucht, ist das nicht absolut schrecklich?»

seine Figuren stets die falschen Entscheidungen treffen, sie «eilen und versuchen ihr Bestes zu geben ... können nicht anders als die Dinge tun, die sie tun, und dabei schliesslich und unausweichlich scheitern, weil sie nichts dafür können, die Menschen zu sein, die sie sind».

Ganz am Ende nahezu einer jeden Yates'schen Geschichte steht Hoffnungslosigkeit: In der Kurzgeschichte «Alles, alles Gute» bereitet Grace sich zwei Tage vor ihrer Hochzeit auf einen Besuch ihres Verlobten Ralph vor und zieht ihr bestes Nachthemd aus weissem Nylon

an. Aber Ralph kommt erst spät in der Nacht und schwärmt von der Überraschungsparty, die seine Freunde ihm zum Junggesellenabschied gegeben haben. Als Grace ihn zaghaft fragt, ob ihm ihr Nachthemd gefalle, befühl er den Stoff «wie ein Händler» und fragt: «Wie viel hast'n dafür hingelegt, Schatz?» Als Grace fragt, ob er die Nacht bleiben könne, klingt ihm ihre Stimme wie das «Jammern einer Ehefrau». Als Ralph schliesslich geht, sagt er, sich zwinkernd auf den Bauch schlagend: «Dann sehn wir uns morgen um neun an der Penn Station. Okay, Gracie? Halt, bevor ich geh ... Hab zu viel Bier intus. Darf ich mal deine Toilette benutzen?» Grace antwortet resigniert: «Keine Sorge, Ralph ... Ich werd' da sein.»

Yates' Figuren gehen zu früh Bindungen ein, beginnen eine Arbeit, der sie gleichgültig gegenüberstehen, und versuchen dann, bei gleichzeitigem Wissen um ihre Gefangenheit, Partnerschaft und Beruf zu retten. In ihrem Wunsch nach Beschönigung des Alltags nehmen manche Yates'schen Figuren die narzisstische Selbstversunkenheit und euphemistische Selbstinszenierung vorweg, die uns heute auf Facebook-Pinnwänden begegnen können.

Yates evokiert die Welt der fünfziger Jahre, deren Oberfläche nicht mehr die unsere ist. Statussymbole und Geschlechterverhältnisse haben sich geändert, sind flexibler und, zumindest in den westlichen Gesellschaften,

grosszügiger geworden. Auch äusserlich gleichen wir, trotz Vintage-Mode, nicht der seitengeschichteten Nachkriegsgeneration der fünfziger Jahre.

Fassaden, dünner als Pergament

Die Fassaden des Glücks sind für Yates dünner noch als Pergament, und dahinter schimmern die feinen, aber stabilen Adern von Verletzungen und Niederlagen. Während das Reality-TV, während Stars, Divas und auch Yates' Figuren ihre Attraktivität für das Publikum aus der Preisgabe ihres dünnen Schutzfilms schöpfen, ist der Wunsch nach Erhaltung des Verhältnisses von Oberfläche und dem Darunter in der Banalität des nichtmedialisierten Privatlebens umso wichtiger. Vor allem wenn wir uns vergeblich nach Besserem sehnen – nach Anerkennung, Geld, Erfolg und Flirts –, steigt das Bedürfnis nach einer intakten Fassade proportional zu unserem Sehnen an.

Der von allen Figuren in Yates' Werk artikulierte Wunsch, aufregender, verwegener und frei zu sein – ist das nicht auch der unsere? Dieser Wunsch blickt uns aus Yates' Texten an. «Es gibt kein Happy End», sagen sie, doch was wir tun, ist dennoch wichtiger als das, wovon wir träumen. «Wir waren ein Leben lang voller Sehnsucht», sagt Michael Davenport seiner Frau nach der Scheidung, «ist das nicht absolut schrecklich?» ○

JA zum Slogan.
JA zu Treue.
NEIN

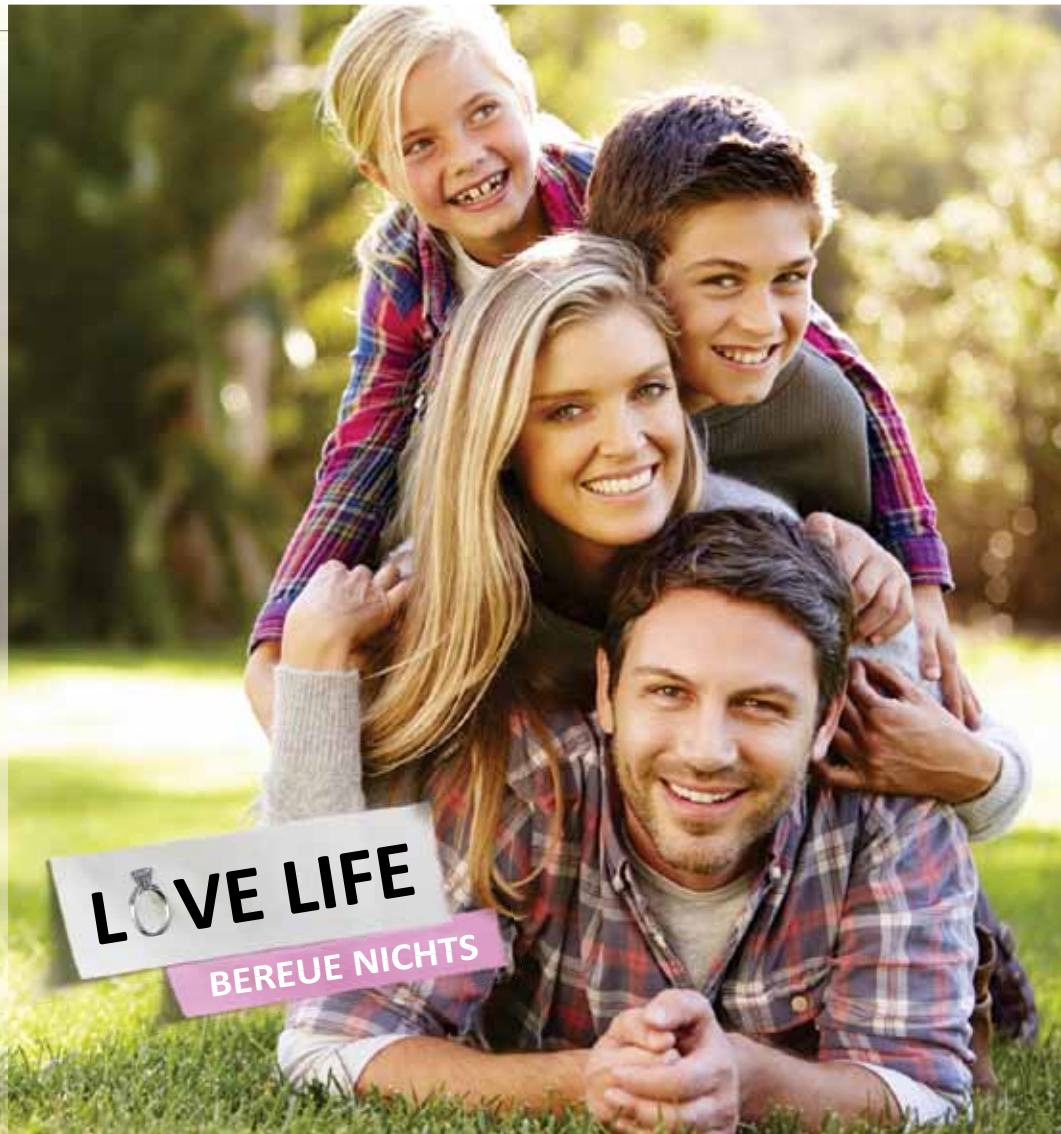
zur aktuellen
HIV-Kampagne
des Bundesamtes für Gesundheit.

SAFEST SEX BY SAVING SEX
Für einen verantwortungsvollen
Umgang mit Sexualität.



youngandprecious.ch

Young and Precious, Postfach 69, CH-8024 Zürich
Spendenkonto zur Unterstützung dieser Kampagne:
Postkonto 61-343559-5
IBAN: CH55 0900 0000 6134 3559 5



Leidenschaft fürs Essen

«Kitchenparty» im «Baur au Lac» und im «Storchen»; im Weinkeller für den guten Zweck. Von Hildegard Schwaninger



«Nur eine gute Freundin»: Sylwina Annina, Wolf Wagschal.

Es war der erste Abend ohne Fussball. Nach zwei Wochen WM-Emotionen der absolute Horror! Ein paar Männern fiel dann etwas Lustiges ein, um die freie Zeit zu überstehen. Sie gingen ins «Baur au Lac», banden sich eine Schürze um, nahmen ein Glas Champagner in die Hand und stürzten sich ins Vergnügen. Es war «Kitchenparty». Mit 225 Franken (für Paare: 390) war man dabei. Der Männeranteil war hoch, ein paar attraktive Frauen waren auch da. Auffallend: **Sylwina Annina**, 24-jährige Jus-Studentin, auf hohen Absätzen und also riesengross. Noch grösser erschien sie, weil am Arm von **Wolf Wagschal**, der eher ein kleiner Napoleon ist, aber gerne schöne Frauen um sich hat.

Seine Verlobte **Monica Babilon**, Sängerin und DJ aus Deutschland, ist viel beruflich unterwegs, also kam Wagschal mit Sylwina. Er stellte gleich klar: «Nur eine gute Freundin.» Die Frau mit den Traummassen 90-60-90 gilt als schönste Food-Bloggerin der Schweiz. Ihre Leidenschaft ist das Essen.

Bei den Frauen schärft sich dank Fussball der Blick für Männerschönheit; so hielt man Ausschau nach dem schönsten Koch. Der war – konkurrenzlos – **Paul Stradner** vom «Brenners Park-Hotel» in Baden-Baden. Er ist seit August 2012 dort und hat sich innerhalb von zwei Monaten einen Michelin-Stern erkocht. Als Gastkoch im «Baur au Lac» überzeugte Stradner mit im Eischnee pochertem Bio-Eigelb, Erbsenpü-

ree, Parmesanschaum und schwarzem Trüffel. Apropos «Brenners Park-Hotel»: Dort ist noch Stil alter Schule gefragt. Die Herren werden gebeten, im Speisesaal Jackett zu tragen. Wo gibt es das hierzulande noch?

Unter die Gäste mischten sich «Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht**, Hoteldirektor **Wilhelm Luxem** sowie **Michael Jupitz**, Ex-Chef der «Kronenhalle» (alle mit Schürze).

Während die «Kitchenparty» im «Baur au Lac» unterirdisch (nämlich in der Küche) stattfand, verlegte **Jörg Arnold** im Hotel «Stor-



Kurzentschlossen: Jörg Arnold (r.).

chen» bei diesem schönen Wetter die «Kitchenparty» kurzentschlossen auf die Terrasse. Man feierte mit Blick auf die Limmat. Erst als es dunkel wurde, zog man in die Küche. Mit bra-

silianischen Tänzerinnen und einer Band, die zur Unterhaltung engagiert waren. Unter den Gästen auch **Elmar Ledergerber**, Präsident Zürich Tourismus. Im «Storchen» war das schon die siebente «Kitchenparty»; **Jörg Arnold**, Chef der Zürcher Hoteliers, hat sie für Zürich erfunden. «Ich habe das in St. Moritz im «Badrutt's Palace» gesehen und fand, wir müssen das importieren.» Arnold ist auch Spiritus Rector und Präsident des Zürcher Food-Festivals «Il Tavolo», eines Drei-Tage-Festes der Kulinarik, das mit einer Party im Gate Gourmet am Zürcher Flughafen begann und mit einem Sonntagsbrunch im Engrosmarkt endete. «Il Tavolo» gibt es seit drei Jahren, es hat einen festen Platz im Jahresprogramm der Stadt Zürich, die im Sommer zur Festhütte mutiert.

Die Sanni-Foundation wird von zwei Unternehmerinnen geführt, **Susanne Schroff**, VR-Präsidentin von Rotronic, und **Corinne Fischer**, VR-Präsidentin Bataillard. Mit im Boot sind gestandene Geschäftsleute: die Unternehmer **Joachim Schoss** und **Milan Prenosil**, Rechtsanwalt **Markus Kick** und Dr. med. **Melinda Spiesshofer**. Die Sanni-Foundation baut Schulen und Spitäler vor allem in Burma, vermittelt Patenschaften. Kürzlich fand eine Fundraising-Party statt in den Geschäftsräumen von Steinfels Weinauktionen, zum Fischer-Imperium gehört (Corinne Fischers Bruder **Marc Fischer** ist Geschäftslei-



Gesellig und familiär: Susanne Schroff.

ter). Gesellig und familiär ging es zu; es war eine Weinverkostung (vom Weinverkauf gingen zwanzig Prozent an die Sanni-Foundation) mit dem Ziel, Patenschaften zu vermitteln. Resultat: Zirka 100 Leute waren da, 1000 Flaschen wurden verkauft, 50 Patenschaften vermittelt, Gesamterlös (inklusive Commitment für Patenschaften): 100 000 Franken, die vollumfänglich den Bedürftigen zukommen. Das Geld wird für den Kauf von Medikamenten für eine Tagesklinik eingesetzt. Es ist ein Privileg, Gutes zu tun, in einem Weinkeller macht es auch Spass.

Im Internet

www.schwanagerpost.com

Treffpunkt Altar

Sie sehen sich zum ersten Mal und sind fünf Minuten später verheiratet. Die Idee zur neuen Reality-Show stammt aus Dänemark. Die Produzenten erklären die Idee.



Mutiges Experiment: «Married at First Sight».

Die Idee: Bevor sich zwei Menschen finden, müssen normalerweise sehr viele Dinge stimmen: Die Chemie, die Verliebtheit stehen am Anfang. Daraus ergibt sich vielleicht eine feste Beziehung, die in einer Hochzeit endet. Doch über die Hälfte dieser Paare lässt sich wieder scheiden, und ein riesiges Heer von Männern und Frauen bleibt single, weil sie den richtigen Partner nicht finden. Diesem Missstand wollten wir mit einem speziellen Fernsehformat begegnen, das auch die Bedeutung der Liebe hinterfragt.

Die Auswahl: Zweihundert Frauen und Männer haben sich gemeldet, als wir vor einem Jahr das erste Casting zur Sendung «Married at First Sight» (Verheiratet auf den ersten Blick) veranstalteten. Auf der Grundlage von verschiedenen Interviews und in Zusammenarbeit mit einem Expertenteam, bestehend aus Psychologen, Pastoren und Soziologen, wurden sechs Paare geformt. Sie sahen sich zum ersten Mal vor dem Traualtar. Es war ein grosser Moment, denn natürlich spielt das Aussehen in den ersten Sekunden einer Begegnung eine wichtige Rolle. Aber es gab kein Zurück mehr. Minuten später hatten sie den Trauring am Finger, und das Eheversprechen war gesprochen: vor einigen Millionen Fernsehzuschauern, die als Trauzeugen figurierten.

Die Reaktionen: Politiker und Moralapostel waren unterschiedlicher Meinung: Die einen fanden es ein mutiges Experiment, das aufzeigen kann, dass andere Faktoren als erotische Anziehungskraft und Schmetterlinge im Bauch dafür verantwortlich sind, ob aus der Verliebtheit eine verlässliche Beziehung werden kann. Andere sagten: «Wir finden arrangierte Ehen in fremden Kulturen widersinnig, und das Gleiche gilt für unser eigenes Land.» Dann gab es noch jene Stimmen, die in diesem Format eine Attacke auf die heilige Institution der Ehe sahen. Doch sie haben nicht verstanden, worum es uns wirklich geht: Wir möchten den Beweis erbringen, dass eine Vernunft Ehe funktionieren kann und in unserer Gesellschaft vielleicht sogar der Schlüssel zu einer dauerhaften Beziehung sein kann.

Unter Beobachtung: In den folgenden Wochen begleitete das Kamerateam die Frischvermählten auf Schritt und Tritt. Der erste Kuss, die ersten Tränen nach einem Streit: Den Zuschauern entging nichts. Nach den Flitterwochen zogen die Paare in die gemeinsame Wohnung und mussten von nun an den normalen Alltag miteinander bestreiten. Man brachte Menschen zusammen, die ähnlich ticken, über die gleichen Wertvorstellungen verfügen und für die gleichen Ziele eintreten. Trotzdem gab es viele Reibereien. In gesonderten Sendungen trafen sich die Frauen und die Männer in separaten Diskussionsrunden. Dabei wurde über den aktuellen Stand der Ehe gesprochen und hin und wieder auch kräftig über den Partner oder die Partnerin gelästert.

Hohe Scheidungsrate: Nach sechs Wochen mussten sich die dänischen Paare entscheiden, ob sie zusammenbleiben wollten oder nicht. Leider liessen sich alle wieder scheiden. Der Grund? Niemand hatte sich verliebt. Dass das Experiment einen doppelten Boden hat und spannend bleibt, zeigt, dass in der Zwischenzeit auch andere Länder – darunter Grossbritannien und Deutschland – ähnliche Formate planen.

Protokoll: Franziska K. Müller

Der Steuervogt

Von *Andreas Thiel* — Dienst im Staat ist Bären dienst am Volk.



Vogt: Die Untertanen rufen nach Freiheit. Was können wir dagegen tun?

Steuereintreiber: Wir erhöhen die Steuern, dann müssen die Untertanen mehr arbeiten und haben weniger Zeit, über Freiheit nachzudenken.

Vogt: Werden sich die Untertanen nicht wehren?

Steuereintreiber: Wir erheben einfach so viele neue Steuern, dass die Untertanen nicht mehr wissen, wogegen sie sich wehren sollen. Mein Geselle hat da immer ein paar gute neue Steuerideen parat.

Geselle: Ja, Herr, abgesehen davon, dass wir sämtliche bestehenden Steuern erhöhen und alle uns bekannten Steuerschlupflöcher stopfen, führen wir zusätzlich eine Reichensteuer ein für alle, denen nach der letzten Steuerrunde noch etwas geblieben ist, eine Erbschaftssteuer für alle, deren Eltern wir noch nicht alles nehmen konnten, eine Kraftstoffsteuer auf Hafer und Stroh für Fuhrwerksbesitzer, eine Achslaststeuer...

Vogt: Und wenn sich das Volk gegen diese Steuern wehrt?

Geselle: Dann behaupten wir einfach, es gehe hier nicht um Steuern, sondern um Gerechtigkeit. Wir hätten nämlich herausgefunden, dass einige Untertanen die Frechheit besässen, sich gegen unsere Unterdrückung zu wehren, indem sie die Steuern umgingen, was natürlich unfair sei gegenüber jenen Unterdrückten, die sich nicht gegen die Unterdrückung wehren. Es handle sich bei den neuen Steuern somit um reine Solidaritätsabgaben zum Wohle der Unterdrückten.

Vogt: Dein Geselle ist gut. Wie heisst er?

Steuereintreiber: Sein Name ist Christian Levrat.

Vogt: Christian, du wirst einmal ein grosser Steuereintreiber werden im Reiche Habsburg.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Le style, c'est l'homme

Von Peter Rüedi



Als Buffon – nicht der Torhüter von Juventus Turin, sondern der Aufklärer Georges-Louis Leclerc, Comte de Buffon (1707–1788) – seinen berühmtesten Satz schrieb, dachte er an Literatur. Aber der («Le style, c'est l'homme même») gilt auch für andere Lebensbereiche, zum Beispiel für die Herstellung von Wein. Ganz sicher für die von Dirk Niepoort. Der ist ein Mann von vielen Interessen und Talenten, und die Palette seiner portugiesischen Weine ist so breit, dass man leicht den Überblick verlieren kann. Aber in welcher Preisklasse auch immer, alle tragen sie die Handschrift *de cet homme même*. Seine Vitalität befeuert eine ganze Region. Weit über seine eigenen Geschäfte hinaus ist Niepoort der Motor des Douro-Tals. Er hat aus einem kleinen, wenn auch sehr angesehenen, auf Portwein spezialisierten Familienbetrieb ein Unternehmen mit insgesamt 89 Hektar Rebfläche gemacht. Wiewohl ein Autodidakt, ist Niepoort längst der Wortführer einer portugiesischen Wein-Identität und -Authentizität geworden. Er produziert nach wie vor Portwein, in fünfter Generation (hiesse er Buddenbrook, wäre er längst degeneriert und verschwunden), aber der macht insgesamt nur noch einen guten Drittel des Umsatzes aus. Ansonsten macht er eigenwillige trockene Rote und Weisse. Obwohl nicht widerstandslos zu konsumieren, sind sie sehr erfolgreich. «Die Leute haben die Schnauze voll von genormten Weinen.» Zumindest gewisse Leute. Niepoort ist kein Snob, er hat auch die günstige «Fabelhaft»-Linie mit den Etiketten erfunden, auf denen Wilhelm Buschs Unglücksrabe Hans Huckebein seinem Verhängnis entgegentalmt. Nicht nur Marketing, wie er meint, «ich wollte einen kleinen einfachen Wein, der Spass macht». Eine Etage darüber, aber immer noch im Bereich des Erschwinglichen ist Niepoorts «Vertente», ein Roter, gereift in (nur zu 15 Prozent neuen) Barriques, ein ebenso subtiler wie komplexer Wein. Viel Charakter, viel Frische. Viel Würze hinter der schwarzen Frucht, gute, weiche Tannine. Unverkennbar Niepoorts Signatur.

Niepoort: Vertente Douro 2011.
14%. Riegger, Birrhard. Fr. 24.30. www.riegger.ch

Der Froschschenkel-Graben

Die Schweiz ist in kulinarischen Fragen geteilt. Das zeigt der Hauptgang in einem der besten Restaurants der Romandie. Von David Schnapp



Sanft modernisierte französische Küche: Stéphane Décotterd, «Le Pont de Brent».

Beim Abschied treffe ich den sympathischen Stéphane Décotterd, mit achtzehn Gault-Millau-Punkten und zwei Michelin-Sternen einer der besten Köche der Romandie (und der Schweiz), an der Küchentür. Zusammen mit seiner Frau Stéphanie verabschiedet er die Gäste. Ich sage unter Bemühung meines besten Schulfrench, der Hauptgang sei einigermaßen unerwartet gewesen. Es war ein Überraschungsmenü, dessen Höhepunkt eine Art «Carbonara» mit Froschschenkeln war. Madame Décotterd lacht und sagt, Deutschschweizern könne man das in der Regel nicht servieren.

Kürzlich ass ich zwar in einem Restaurant in der Deutschschweiz ebenfalls die kleine Delikatesse, aber das ist bloss die Ausnahme, welche die Regel bestätigt. Die Schweiz durchzieht ein Froschschenkel-Graben, in der Romandie gelten sie (zu Recht, möchte ich anfügen) als besondere Spezialität, in der Deutschschweiz spricht man bei dieser Gelegenheit gerne und herabsetzend von den «Froschfressern». Tierschützer nehmen sich bei den Händen, bilden Lichterketten und rufen «Tierquäler», wenn sie Froschschenkel hören. Das ist nicht nötig, es gibt durchaus Froschschenkel von vertrauenswürdigen Produzenten.

Guter Geschmack – teilweise

Der Graben geht allerdings noch tiefer: Stéphane Décotterd pflegt eine sanft moder-

nierte, aber dennoch recht klassische französische Küche, wie sie in der Westschweiz stark verbreitet ist, während die kulinarische Avantgarde in der Deutschschweiz immer grösser wird. Auch die Inneneinrichtung im «Pont de Brent» besteht aus einem reichlich schweren und wenig einladenden Mobiliar, das wohl nur noch hier als gemütlich gilt.

Guter Geschmack zeigte sich nicht im Interieur, wohl aber in den Gerichten, von den ausgezeichneten Froschschenkeln mal abgesehen, die mit knusprigem Speck und einer ätherischen Persillade kombiniert wurden und unter einem Lasagneblatt lagen. Hervorragend waren davor die kleinen Jakobsmuscheln mit frischen Erbsen und einem Verveine-Schaum. Oder das frisch und durchaus zeitgemäss wirkende Genfersee-Forellenfilet, mariniert mit Dill und Kerbel, kombiniert mit einer feinscharfen Senfsauce, knackigem Gemüse und frischem Salat.

Es war ein ausgezeichnete kleiner Business-Lunch mit einem unerwarteten Höhepunkt und der Bestätigung des Vorurteils, dass die Welt (der Restaurants) dies- und jenseits des Froschschenkel-Grabens eine ganz andere ist.

Restaurant «Le Pont de Brent»
Route de Blonay 4, 1817 Brent
Tel. 021 964 52 30, www.lepontdebrent.ch
Sonntags und montags geschlossen.
Ausführliche Besprechung des Menüs auf www.dasfilet.ch



Auto

Die spanische Provinz

Alleine in einem Seat Leon Kombi, denkt man über Fragen nach, die keiner gestellt hat. *Von David Schnapp*

Der Seat Leon wurde nach einer spanischen Provinzhauptstadt benannt, so steht es bei Wikipedia. Als ich dieses Auto (als Kombi) zum Test entgegennahm, kam in mir die Frage auf, ob das ein gutes oder ein schlechtes Zeichen ist (das mit der Provinz). «Provinz» klingt ja im ersten Moment nicht so einnehmend. Provinz ist etwas bieder, weit weg von den Möglichkeiten und Versuchungen der Grossstadt. Andererseits ist Leon vielleicht ein Name, dem man vertrauen kann, denn die Provinz ist ein Ort, an dem man zu Hause ist, auch wenn ihr der Blendereffekt der Grossstadt fehlt.

Seat Leon ST FR

Leistung: 184 PS, Hubraum: 1968 ccm
Höchstgeschwindigkeit: 211 km/h
Preis: Fr. 38 750.-; Testwagen: Fr. 44 310.-



Wenn man alleine in einem neuen Auto sitzt und darüber nachdenkt, was diesen Wagen besonders macht, kommen einem zugegebenermassen auch weniger naheliegende Gedanken. Fragen sozusagen, die keiner gestellt hat. Die Provinz-Frage jedoch verfolgte mich, weil sie zum Seat Leon ST recht gut passt. Der auf der Plattform des VW Golf gebaute Wagen gibt sich schnittig und dynamisch, ist aber eigentlich durch und durch solide – hervorragende deutsche Ingenieurskunst mit spanischem Akzent, wenn man so will. Aussen scharf gezeichnet (und in meinem Fall in «Emocion Red» lackiert), innen nüchtern und recht streng.

Vertrauen in die Vorstadt

Der Seat war mit einem 4-Zylinder-Turbodiesel motorisiert, einem Aggregat, das perfekt zum eben umrissenen Charakter dieses Autos passt. Nach einer kurzen Gedenksekunde treibt der Motor den Leon erfreulich flott voran, so lässt sich der kompakte Kombi ziemlich zügig fahren. Und ohne ständig im Sparmodus unterwegs zu sein, schaut dann am

Ende ein vernünftiger Verbrauch von rund 6 Litern auf 100 Kilometer heraus.

Auch das Fahrwerk ist ein gelungener Kompromiss aus Komfort und Präzision, man spürt die Strasse, ohne dass jedes Detail von ihr ins Rückenmark durchschlägt. Geschaltet wird über das beliebte DSG-Doppelkupplungsgetriebe des VW-Konzerns mit sieben Gängen, das die Kraft auf die Vorderräder überträgt, von wo aus sie wiederum recht neutral auf die Fahrbahn gebracht wird. Sprich: Der Leon untersteuert nur sanft, wenn man sich zu übermütig in die Kurven legt.

In der Top-Version als FR ist der Seat Leon schon ziemlich gut ausgestattet, das geht von einem unten lustig abgeflachten Lenkrad über ein Aerodynamik-Kit und abgedunkelte Scheiben bis zu formschönen LED-Heckleuchten, 17-Zoll-Alufelgen und einem Soundaktor, der dafür sorgt, dass der Motor des Leon nach etwas mehr klingt, als er ist. Bei der umfassenden Ausstattung und dem hohen Anspruch des Volkswagen-Konzerns erstaunt allerdings auch, dass auf dem Navigationsbildschirm noch ziemlich grobe Pixel zu sehen sind.

Fazit: Der Seat Leon (besonders in Knallrot) ist nur auf den ersten Blick ein geschneigelter Schönling. Im Kern ist er ein vertrauenswürdiger Vorstadtbewohner, der jeden Morgen pünktlich zur Arbeit fährt.



«Und dann sehe ich unglaublich viel»: Modeunternehmer Bollag, 71.

MvH trifft

Sami Bollag

Von Mark van Huisseling — Mode ist nur was für Junge? Lernen Sie den vielleicht wichtigsten Schweizer Fashionunternehmer kennen.

Was bedeutet Ihnen Mode?» – «Lifestyle, Inspiration und sich immer wieder überlegen: «Wie gut will ich heute aussehen?» Und «Kleider machen Leute» ist ein alter Satz, aber er hat immer noch seine Berechtigung.» – «Sie sind oft ähnlich angezogen, heller Anzug und farbiges Hemd, Ihre Uniform sozusagen?» – «Das ist eine subjektive Wahrnehmung. Ich hab das Gefühl, ich sei mutiger in der Kleidung als viele. Wenn ich eine fast neongelbe Hose an habe oder eine neongrüne, fühle ich mich ein wenig wie ein Kanarienvogel; zwischendurch eine *kurlige* Farbe zu tragen, stellt mich auf, aber es ist nicht die Regel, die meiste Zeit bin ich in Blau oder Beige oder Grau.» – «Taki Theodoropoulos, der in die «Best-Dressed List's Hall of Fame» aufgenommen wurde, ein Modegott also, sagt, es gebe keinen Grund, mit der Mode zu gehen. Was sagen Sie dazu?» – «Ich hab ein wenig *déformation professionnelle*, weil ich in dem Umfeld [Mo-

de] aufgewachsen bin. Und weil ich das bin, versuche ich, mit der Mode zu gehen.» – «Sie sind, sagen wir, über 50. Wie schaffen Sie es, dranzubleiben an der Mode?» – «Ich habe einen inneren Motor, und ich reise viel. Und dann sehe ich unglaublich viel mit all den Marken, die ich habe.»

Sami Bollag, 71, ist vielleicht der wichtigste Schweizer Modeunternehmer, von dem man noch nie etwas gehört hat (ausser man ist aus der Branche). Seine Bollag-Guggenheim Fashion Group vertreibt Kleider von über einem Dutzend Marken in der Schweiz, darunter Guess, Marc O'Polo, Henry Cotton's und Iro. Zudem betreibt das Unternehmen mit zirka 150 Mitarbeitern mehr als zwanzig Geschäfte, die Mode dieser Marken verkaufen. Angefangen hat Bollag bei der damals neuen Firma Esprit, deren Kleider er in die Schweiz holte und deren Esprit für ihn lauffbahnentscheidend war. Seine Frau, die das Unternehmen

mitgründete, kümmert sich seit einiger Zeit zur Hauptsache um die Kunstsammlung, die er angefangen hat aufzubauen. Das Paar hat zwei erwachsene Töchter und lebt in Zürich.

«Geht man als Mann eher overdressed oder underdressed an einen Anlass?» – «Das kommt auf die Persönlichkeit drauf an. Wenn einer im Leben ein Exot ist, muss er sich auch exotisch geben. Ich habe einen Kollegen, der in Holland für Esprit arbeitete, ein *casual* Typ; er musste einmal auf die Bank, wegen eines Kredits. Er zog dafür eine Schale an – und bekam den Kredit nicht. Danach sagte er: «Ich zieh nie mehr einen Anzug an, ich komme nur noch so, wie ich bin.» – «Welches Kleidungsstück muss eine Frau diesen Sommer tragen?» – «Die Mode wurde demokratisiert, es gibt kein Modediktat mehr. Im Moment sind schöne Blumendruckkleider aktuell, eher eng, körperbetont, tailliert, nicht zu lang, ein bisschen sexy. Ein aktueller Trend sind Salopettes, Latzhosen und Overalls, für die Mutigen.»

«Weshalb soll ein Kunde ein Polohemd von Marc O'Polo kaufen, das zweieinhalbmal so viel kostet wie ein gleiches No-Name-Polo?» – «Eine Marke hat eine Begehrlichkeit. Und, nach unseren Kriterien, eine Preisskala. Und diese Skala messen wir, wenn wir sagen, wir wollen die begehrteste Casual-Marke Europas sein, an unseren Benchmarks [Referenzgrößen]. Dann kommt man zu einem Preisgefüge, von dem man glaubt, der Konsument akzeptiere es nicht nur, sondern er wolle es. Und wir versuchen, optimale Qualität zu liefern.» – «Sind Sie ein diskreter Geschäftsmann? Es gibt nicht den grossen recherchierten Bericht über die Bollag Guggenheim Holding...» – «Ich würd mich so definieren: Ich hatte das Glück als junger Bursche, einen Visionär kennenzulernen, Douglas Tompkins, den *founder* von Esprit. Und habe mich mein ganzes Leben an mein Vorbild, meinen Mentor gehalten – ich bin im Hintergrund, und die Marke ist im Vordergrund.» – «Und in der *Bilanz-Reichstenliste* habe ich Sami Bollag auch nicht gefunden...» – «Nein, dort bin ich nicht drauf.» – «Geben Sie Zahlen bekannt?» – «Es ist eine private Firma. Und es stellt sich immer die Frage: Was für einen Umsatz gibt man an, Wholesale [Grosshandel] oder Retail [Einzelhandel]? Aber ich kann sagen: «Wir sind gut gewachsen.»»

«Sie sind ausserdem Schweizer Präsident von Keren Hajessod, der Organisation, die Spenden sammelt für Israel [seit zwölf Jahren, er wendet zwei Tage je Woche dafür auf]. Warum sollte jemand im Ausland Israel unterstützen?» – «Das ist eine Verpflichtung. Weil jede jüdische Person mit einem Bein, mit ihrer Identität, mit Israel verwachsen ist.»

Sein liebstes Restaurant: «Ich würd sagen, dort wo ich am meisten hingeh, das ist die «Kronenhalle.» «Kronenhalle», Rämistrasse 4, Zürich, Tel. 044 262 99 11.

1		2		3	4		5	6		7		8	9	10
				11								12		
13	14		15				16		17			18		
19						20								
			21									22		
23		24						25						
26					27							28		29
30				31				32		33				
34				35				36					37	38
39								40					41	
				42						43				
	44							45					46	

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

Lösungswort — Ob richtig oder nichtig, auf dem Land weiterhin wichtig
Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

Waagrecht — 1 Er wandelt auf den Spuren seines Vorbilds Mani (Matter). 5 Um ihn dreht sich momentan medial und emotional so ziemlich alles. 11 Verdruss muss man hier anders sehen. 12 Vor langer Zeit war einmal ein Vogel, der viel lief aber nie abhob. 13 Perón wie Allende, aber nur für Freunde. 16 Das nicht so bequeme ohne Lehne. 19 Der ist nichts für Phlegmatiker und Flaneure. 20 Wer meinte, sie hat mit Gemüse zu tun, hat eine Meise. 21 Was hungrige Hirsche gerne machen. 22 Unentschlüsseltes Kapitel des Koran. 23 Menschlicher Rekord-Knochen. 25 Der schaut einen gerne von oben herab an. 26 Das Grasbaumgewächs wächst im Osten Afrikas. 27 Bei zu dünnem fällt mancherorts die Wand zusammen. 28 Da ist immerhin fast die Hälfte inklusive. 30 Der Schnurrbart ist teils eine und braucht oft eine. 32 Es lächelt der See und ladet bei Locarno zum Bade. 34 Höfische Anrede, das war mal. 35 Des Kochs oftmalige Tätigkeit mit Schnelligkeit. 39 Ist man im Wettkampf am liebsten. 40 Ganz schön verdorben, das Früchtchen. 41 Die Schlange sieht dem Schal zum verwechseln ähnlich. 42 Robert Mario De, der Schauspieler. 43 Marie Antoinettes Lieblingsschmuck. 44 Wenn er quakt, dann ist's bestimmt einer. 45 Damit ist der Berg in Zürich ein Museum. 46 Ist in Italien Programm und passt zu 1, 2, 3, 4, 5 und mehr.

Senkrecht — 1 Der Energieträger macht mobil, und einiges dazu. 2 Bei ihm ist für eine Weile Schluss mit Mobilität. 3 Ohne Tor mag er nicht spielen. 4 Kommt es in Frankreich vor dem Alter, ist es bei uns als Ganzes ein Naturrel. 5 Gute Nacht, grüssen Japaner von dort. 6 Bundesstaat der Vereinigten Staaten, fast schon von Gottes Gnaden. 7 Die Last passt zur Umrandung. 8 Konfuzius: Wenn sie und Frauen in Eile sind, droht immer ein Erdbeben. 9 Er umschifft Hindernisse aller Art. 10 Von der Seite ausgehend kommt automatisch dies heraus. 14 Es tickt die Zeit, und die Musik ist nicht weit. 15 Bei ihm braut sich oft etwas zusammen. 17 Mit ihr lässt es sich geräuschlos morden. 18 Bei ihr haben sich alle wieder vereinigt. 20 Zum Trio der Trias gehören Buntsandstein, Muschelkalk und er. 23 Altrömische Patrizier. 24 Er dient in Küche und Krieg, zum Zerstoßen und Zerstören. 25 Einen Katzensprung von dieser Stadt sind wir im einstigen Babylons. 27 Lieber produktiv aufgeregt als so gelassen. 29 Die Erde umkreist die Sonne, sie umgibt sie. 31 Donnerwetter, was für ein Auftritt! 33 Vielleicht keine weisse, aber eine Weste wie im Wilden Westen. 36 Multinationale militärische Formation mit Standort Pristina. 37 Tierisch stark und auch zuhause ganz Mann. 38 Wenn es um unsere Fussballer geht, kann man nicht wirklich so dagegen sein.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

Lösung zum Denkanstoss Nr. 374

O	V	U	M	N	O	C	H	S	A	R	D	E		
A	I	R	E	S	M	A	E	H	R	E	A	L		
S	T	A	R	T	H	I	L	F	E	K	A	B	E	L
E	R	N	I	E	N	A	T	I	R	E	N	E		
I	T	I	T	A	N	D	I	A	E					
A	N	G	E	L	A	D	E	S	T	V	T			
N	E	O	N	B	E	A	G	L	E	I	A	O		
C	U	S	U	R	A	B	L	E	S	E	R			
O	T	R	A	S	T	E	L	E	I	K	R	K		
N	O	M	E	N	R	G	E	O	L	O	G	E		
A	M	E	R	I	K	A	N	E	R	E	S	E	L	
E	T	O	N	G	N	E	N	E	R					

Waagrecht — 1 (N-) OVUM 5 NOCH 9 SARDE
14 (Buenos) AIRES 16 MAEH 18 REAL
19 STARTHILFEKABEL 20 ERNIE (TV-Serie Stromberg, Berthold "Ernie" Heisterkamp)
21 NATI 22 RENE 23 TITAN 25 DIA (-na)
27 ANGELA 29 ESTV (Abk. f. Eidg. Steuerverwaltung) 32 NEON 33 BEAGLE 36 IAO (Internationale Arbeitsorganisation) 38 SUR (franz. f. sicher) 39 ABLESER 41 OTRA 44 STELE 45 IKRK 46 NOMEN 48 GEOLOGE 49 AMERIKANER (Der stille A.: Buchtitel) 50 ESEL 51 ETON (umgekehrt: Note) 52 NENNER

Senkrecht — 1 OASE 2 VITRINE 3 URAN 4 MERITEN 6 OMINA (Plural von Omen) 7 CALANDA 8 HEFT 10 ARARAT (Berg in der Türkei) 11 REBE 12 DAENE 13 ELLE (franz. f. sie) 15 STEIL 17 HEIDELBEERE 24 TABUS 26 ISEL (Seil) 27 ANCONA 28 GOURMET 30 VISOSE 31 TORDEL (regional verwendetes Wort für Kelter) 34 ERTRAG 35 GALGEN 37 AERGER 40 EILEN 42 TOME 43 AERO (-flot, russ. Fluggesellschaft) 47 NIN (Anais, franz. Schriftstellerin, Das Delta... = Buchtitel)

Lösungswort — **NIEDERLAGEN**

EMS
WIR DENKEN WEITER

EMS – Innovativ, weltweit
erfolgreich in den Geschäftsbereichen
Hochleistungspolymere
Spezialchemikalien

Wir versprechen Manon, bis 2020 eine Milliarde Franken in Freizeit, Bildung und Kultur zu investieren.

Mit unserem Migros-Kulturprozent und unserem Sponsoring geben wir der Schweizer Gesellschaft einen wichtigen Beitrag zurück – ganz im Sinne unseres Gründers Gottlieb Duttweiler. **Mit diesem und zahlreichen weiteren verbindlichen Versprechen engagieren wir uns für die Generation von morgen.**

Mehr auf
generation-m.ch

GENERATION **M**

MIGROS
Ein **M** besser.